Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zweimal vermählt.

Zweimal vermählt.

Roman

von

Golo Raimund.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Druck von August Grimpe in Hannover.

I.

Es war noch früh am Morgen, die sonst so geräuschvolle Stadt lag noch in tiefem Schlafe und nur hier und da in den stillen Straßen öffnete sich allgemach eine Hausthür oder ein Fensterladen.

In einem hohen, alterthümlichen Hause schienen die Bewohner indessen schon in voller Thätigkeit, denn ein Fiaker hielt wartend vor der Thür und ein Bedienter trug einen Reisesack herbei. Der Besitzer desselben ließ nicht lange auf sich warten, ein großer, schlanker und stattlicher Mann trat heraus, der die Frage des Bedienten, ob er mit zum Bahnhofe fahren solle, mit einer kurzen, ablehnenden Handbewegung verneinte und mit einem flüchtigen Kopfnicken davon fuhr.

Es war ein grauer, nebliger Morgen, unfreundlich, trotz der warmen Sommerluft, und vielleicht

war es die trübe Färbung, die auch das Haus, von welchem der Wagen abgefahren war, düster erscheinen ließ. Es lag in einer ziemlich stillen Straße der sonst belebten Stadt, die hohe und schmale Front des grauen Steingebäudes zeigte in zwei Stockwerken verhängte Fenster, während das offenbar bewohnte Parterregeschoß statt der Läden mit jenen Gittern versehen war, die so sehr an Gefangenhäuser gemahnen. Nichts Helles und Freundliches war an dem alten Gebäude bemerkbar, als höchstens das glänzend polirte Messingschild an der Hausthür, auf welchem die Worte: „Roßdall und Schneidler" zu lesen waren.

Sehr anspruchslos und doch sehr gewichtig, denn Jedermann kannte das alte Banquierhaus, welches immer sich hoch gehalten, auch in bedrängter Zeit manchem Sturme getrotzt, manche Schwierigkeit überwunden und immer Ehre und Credit gerettet hatte. Solid nach außen und nach innen prangten die beiden Namen schon an dreißig Jahre neben einander auf dem glänzenden Messingschild, fleckenlos, wie dieser selbst.

Es mußte wohl Einigkeit zwischen den beiden Compagnons herrschen und geherrscht haben, denn

als der eine von ihnen vor acht Jahren das Zeitliche segnete, hatte sein einziger Sohn die Stelle des Vaters im Comtoir eingenommen, als sei das Selbstverstand, hatte dem älteren Herrn Schneidler manche Last abgenommen und sich, ohne seiner Selbstständigkeit das Mindeste zu vergeben, willig und liebenswürdig gefügt, wo es nicht eben gegen seine Ueberzeugung verstieß; denn Festigkeit war der Grundzug seines Charakters, und diese Festigkeit, die unbestechlich war und deshalb manchmal den Schein von Härte annehmen konnte, machte ihn, trotz seiner Redlichkeit, weniger beliebt, als den älteren Principal, der, jovial und gemüthlich, dem Grundsatz huldigte: „leben und leben lassen“, und es etwas weniger genau nahm mit gelegentlichen Faulheiten und kleinen Unordnungen des Comtoirpersonals.

Der junge Herr Richard Roßdall war Theilhaber des Geschäftes, aber Alleinbesitzer des alten Hauses, in welchem die Bureaux zu ebener Erde lagen. Der alte Herr Schneidler besaß ein freundliches, comfortables Haus mit einem hübschen Garten in dem elegantesten Theile der Stadt und hatte seinen jungen Freund vergeblich

zu bereden gesucht, sein unbehagliches Quartier mit einer gemüthlicheren Wohnung zu vertauschen.

„In dem ganzen alten Rumpelkasten ist nichts Angenehmes und Glückbringendes, als die Bureaux“, pflegte Herr Schneidler zu versichern, wenn er sich dankbar daran erinnerte, wie er doch hinter den vergitterten Parterrefenstern Vermögen und Ansehn erworben hatte.

„Der vernünftigste Mensch muß zum Hypochonder werden in den dunklen leeren Räumen da oben, eine junge Frau würde sich fürchten, hineinzuziehn, und sein Lebtag findet der Richard keine, die da mit ihm haust.“

Bis jetzt schien indessen Herr Richard selbst wenig Lust zu haben, auf diese Weise Freude und Behaglichkeit zu suchen, denn er lebte eingezogen, fast menschenscheu, wie ein Einsiedler und verkehrte sogar nur selten in der Familie seines Associé's und väterlichen Freundes, ohne von dessen hübschen Töchtern eine andere Notiz zu nehmen, als Höflichkeit und gute Lebensart erheischten.

Das war zu entschuldigen, weil Herr Richard eine traurige Jugend verlebt hatte, deren Schatten

noch jetzt auf seine Tage fielen. Ihm fehlte die frohe Sorglosigkeit, die Hingabe und das Vertrauen in die Menschheit, die die schönsten Blüthen einer ungetrübten Jugend sind. Streng und rechtschaffen in jedem Gedanken, konnte er doch nur Großmuth üben, wo die Ueberzeugung derselben Thür und Thor öffnete; dann freilich unbedingt, in reichem Maße und so ruhig und geräuschlos, als habe er eine berechtigte Forderung zu erfüllen.

Er bewohnte nur drei Zimmer des alten Hauses, „Ueberfluß an Raum", wie er Herrn Schneidler oft versicherte, wenn des alten Freundes Drängen nach größerem Luxus ihm lästig wurde. Sein einfaches Hauswesen besorgte eine ältliche Frau, die im Hause war, so lange, wie Herr Richard selbst. Sie war einst seine Wärterin gewesen und hatte jung und hübsch, wie sie vor vielen Jahren war, doch allen Anträgen widerstanden, sie wollte ledig bleiben, bis der kleine Richard ihrer nicht mehr bedürfe. Allein dieser Augenblick schien ihr nie gekommen; noch heute weilte sie auf ihrem Posten, wo er doch längst ein Mann war und bis auf diese Zeit hatte sie ihm eine

grenzenlose Anhänglichkeit bewahrt. Sie konnte ihn nicht mehr behüten und bewachen, wie in seinen Kinderjahren, aber sie entsprach seinen Bedürfnissen und Gewohnheiten, so einfacher Art sie waren, mit einer Pünktlichkeit, die der abgeschiedenen Häuslichkeit an innerm Comfort ersetzte, was ihr nach außen abging. Eher als viele Andere durfte aber auch sie ein Wort sich erlauben und mehr als irgend sonst Jemand auf die Geduld ihres Herrn rechnen, die sonst eben nicht zu seinen Tugenden gehörte. Sie kannte die traurige Geschichte seiner Eltern, die freilich von der Welt längst vergessen, doch noch immer einen Einfluß auf sein Leben übte, sie hatte Alles mit erlebt und überwunden, schützend, wo sie konnte, die Hände über sein kindliches Haupt gehalten, und war nun seine treueste Dienerin.

Gleich Herrn Schneidler hoffte und wünschte sie sehnlich, daß ihr Herr sich entschließen möge, eine junge Frau ins Haus zu bringen, oder derselben zu Liebe hinauszuziehn, wenn es auch, bei den festen Grenzen, die ihrer Stellung gezogen waren, unmöglich blieb, daß sie diesen Wünschen Worte gab; eine Reise aber, ein Hinaustreten in die

Welt, von welcher Regine nichts kannte, als die Saatfelder, welche draußen vor den Thoren der Stadt lagen, schien sie jedesmal zu der stillen Hoffnung zu berechtigen, „daß nun etwas geschehen müsse.“

Wenn sie heute die dritte Person hätte sein können in dem Eisenbahncoupé, welches Richard Roßdall, auf dem Bahnhofe angekommen, mit einer Dame theilte, so würde diese unbestimmte Hoffnung schnell Farbe und Gestalt gewonnen haben und schwerlich davor erblichen sein, daß die Dame, jung, schön und froh, mit lebensvollem Ausdruck, wenig zu dem ernsten und schweigsamen Manne zu passen schien, der ihr gegenüber saß. Denn Richard war nicht einmal, was die Frauen einen schönen Mann zu nennen pflegen; seine männlichen und intelligenten Züge hatten einen strengen Ausdruck und zeigten nichts Besonderes, als ein paar schöne, verständig blickende Augen, die das Gesicht anziehend machten.

Aber diese Augen waren nicht einmal auf sein hübsches vis-à-vis gerichtet; sie schweiften, nach einem kurzen prüfenden Blick auf die Dame, aus dem Fenster, oder schlossen sich, wie zum Versuche

zu schlafen, ohne von seiner Begleiterin die mindeste Notiz zu nehmen. Alle ihre kleinen Manoeuvres, um seine Aufmerksamkeit zu erregen und vielleicht eine Unterhaltung anzuregen, welche die Langeweile der Fahrt kürzen konnte, blieben unbeachtet, die Fragen welche sie hier und da an den, gelegentlich am Fenster erscheinenden Conducteur zu richten hatte, ließ er von demselben, ohne sich einzumischen, beantworten, und die Klage der Dame, daß ihre Dienerin aus Unachtsamkeit auf der vorigen Station zurückgeblieben sei, ihre Erkundigung, wann dieselbe ihr nachfolgen könne, schien er gar nicht zu hören.

Der trübe Tag hatte sich wohl etwas aufgeklärt, aber die Steine des Perrons waren feucht und schlüpfrig, als die Reisenden ihre Sitze verlassen mußten, um die Wagen zu wechseln, und die Dame war dabei genöthigt, da ihre Dienerin fehlte, den leichten Reisesack zu tragen, den sie als Handgepäck bei sich hatte. Der Conducteur war ihr, da sie vor Richard das Coupé verlassen hatte, beim Aussteigen behüflich gewesen, allein nach wenigen Schritten auf dem schlüpfrigen Pflaster strauchelte sie und glitt aus. Mit einer

raschen Bewegung hatte Richard, welcher dicht hinter ihr ging, sie vor dem Falle geschützt und richtete nun zum ersten Male das Wort an sie. Mit mehr Theilnahme in Blick und Ton, als man dem strengen, verschlossenen Ausdruck seines Gesichtes zugetraut hätte, fragte er, ob sie sich auch nicht weh gethan, und wollte ihr den Reisesack abnehmen. Allein die Dame lehnte das so lebhaft und wortreich ab, daß der Strahl von Freundlichkeit und Wohlwollen, der sich auf seinem Gesichte gezeigt hatte, rasch wieder erlosch. Er haßte alle Umschweife, Alles was an Ziererei und unnöthige Zurückhaltung grenzte und hielt die Weigerung der Dame für nichts als eine kleine Koketterie.

„Wie Sie wollen“, sagte er ruhig und mit einer höflichen Verbeugung, „ich nehme aus Ihrer Weigerung die Beruhigung, daß der Reisesack leicht genug ist, um ihn ohne Beschwerde zu tragen.“

Die Dame sah etwas verwundert zu ihm auf; sie schien es gewohnt, daß man doch ein wenig mehr Umstände mit ihr mache und sie würde das auch vielleicht manchem Andern mit der liebens=

würdigen Keckheit gesagt haben, die zuweilen in ihrem Gesichte aufblitzte. Aber dieser Mann hier hatte so gar nichts Ermunterndes in seinem Wesen, und statt sich beleidigt zu fühlen, war sie beschämt.

Sie hatte schon Platz genommen, als er wieder zu ihr einstieg; ob aus Zufall, oder aus Absicht in dasselbe Coupé geführt, ließ sich aus seinem gleichgültigen Gesicht nicht errathen. Diesmal stiegen mehre Reisende ein, es entspann sich eine Unterhaltung, an welcher jedoch nur die Dame theilnahm, und jetzt bemerkte sie, daß ihr heiteres Geplauder zuweilen seinen Blick auf sie lenkte.

Es dämmerte bereits, als der Zug auf einer kleinen Nebenstation einen kurzen Halt machte und die junge Dame am Ziele ihrer Reise schien. Richard hatte vor ihr den Wagen verlassen, wohl um ihr in dem ziemlich besetzten Coupé das Aussteigen zu erleichtern und bot ihr nun die Hand, um ihr behülflich zu sein. Diesmal nahm sie seine Dienstleistung ohne Einwand an, aber als er keine Miene machte, wieder einzusteigen, als vielmehr neben das Gepäck der Dame ein fremder

Koffer gesetzt wurde, den er musterte, entfuhr ihr in ihrer lebhaften Weise die Frage:

„Sie reisen nicht weiter, mein Herr?“

„Nicht weiter per Eisenbahn, ich fahre in's Land“, erwiederte er, „und das dort wird der für mich bestellte Wagen sein.“

„Oder der meinige“, erwiederte sie, „ich fahre nämlich nach dem hier in der Nähe belegenen Hüttenwerk, und werde erwartet. Wohin gehen Sie?“

Jetzt richtete sein Blick zum ersten Male voll und aufmerksam sich auf die junge Dame, es wurde ein, wenn auch schnell beherrschtes Interesse in seinen Zügen sichtbar.

„Etwas weiter“, entgegnete er ausweichend, „aber ich werde mich erkundigen, wer von uns Beiden Ansprüche an jene Extrapost zu erheben hat.“

Er trat nach einigen mit dem Postillon gewechselten Worten zurück.

„Der Wagen ist der von mir bestellte“, sagte er und fuhr, als er die Verlegenheit der Fremden bemerkte, deren Blick schnell die unwirthliche Umgebung gemustert hatte, einlenkend fort: „Wenn

Sie einen Platz darin annehmen wollen, so steht er Ihnen gern zu Diensten, mein Weg führt an der Hütte vorüber."

Sie schien ein rasches Verständniß für seine kurze Art gewonnen zu haben, sie machte keinerlei Höflichkeitseinwände, sondern nahm sichtlich erfreut sein Anerbieten an. „Es wäre so unangenehm für mich gewesen", sagte sie, „so allein, ohne Begleitung, ohne ein passendes Unterkommen, denn das Dorf dort — ich kenne die Gegend — hat kein Gasthaus, wo ich hätte übernachten können. Es ist ein Glück für mich, daß eine reiselustige Seele gerade heute dieses Weges zieht, ich hätte mir nicht zu helfen gewußt."

Er sah halb spöttisch, halb mitleidig zu ihr nieder. „Nun, so verzweifelt war der Fall doch wohl nicht," meinte er; „im Dorfe ist sicher ein Predigerhaus, schlimmsten Falls hätten Sie Bauernfuhrwerk haben können."

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an. „Dies ist aber viel angenehmer", erwiederte sie schüchtern.

Ihre Naivetät machte ihn lachen; „und ich freue mich, zu Ihrer Annehmlichkeit beitragen zu können", sagte er mit einem Anfluge von Ver-

bindlichkeit. „Wenn ich Ihnen andere Auswege zeigte, so geschah das, damit Sie den Dienst, den ich Ihnen leisten kann, nicht überschätzen.“

Seine Artigkeit ermunterte sie zum Plaudern; sie erzählte von ihrer Reise, wie sie schon Tage lang unterwegs sei, und die gelegentlich eingestreuten Bemerkungen über diesen und jenen Ort ließen errathen, daß sie weit herkomme.

Aber ihr Begleiter schien nur antworten zu können, er fragte nichts und endlich, verstimmt über eine so weit gehende Discretion, lehnte auch die Fremde sich schweigend in ihre Wagenecke zurück. Mit einem Male fuhr sie auf. „Ein Wagen!“ rief sie lebhaft, „ich höre ihn und erkenne ihn trotz der Dunkelheit, das wird der meinige sein.“

Sie hatte richtig vermuthet, man hatte sich auf der Hütte verspätet, der Wagen mußte sie nun auf offener Landstraße aufnehmen. Er hielt an auf den ersten Zuruf und aus dem von innen geöffneten Schlage sprang ohne Hülfe, mit der Leichtigkeit eines Kindes eine ebenfalls junge Dame und schloß Richards Reisegefährtin fest und innig in ihre Arme.

Er konnte in der tiefen Dämmerung ihr Gesicht nicht sehen, aber ihre Gestalt schien fein und elastisch und eine angenehme weiche Stimme war es, die mit einiger Bewegung auf den lauten Jubel der Andern erwiederte: „Meine gute Eva, wie freue ich mich, daß Du da bist. Nun laß uns schnell umpacken, damit wir keinen unnöthigen Aufenthalt verursachen.“

„Ja, Du hast gut eilen, nachdem Ihr mich habt warten lassen“, rief die Erstere. „Was hätte eigentlich aus mir werden sollen. — Du legst, scheint mir, solchen Dingen noch immer so wenig Wichtigkeit bei, wie früher.“

„Gottlob, ja“, entgegnete die Andere, „es ist ja auch nichts Bedeutendes, was Dir widerfahren ist, Eva. So — sind das alle Deine Effecten — bist Du fertig? Dann verabschiede Dich, daß wir fortkommen.“

Es lag etwas in Wort und Ton der Sprecherin, was Richard sympathisch berührte, er hätte etwas darum gegeben, wenn auch sie mit Namen genannt wäre, vielleicht um daraus einen Schluß zu ziehen. Ihre einfache Art, vor allem der weiche Klang ihrer Stimme machte einen wohlthuenden Eindruck

auf ihn; er hörte ziemlich zerstreut den lebhaften, wortreichen Dank seiner Reisegefährtin; die Andere hätte sicher mit einem ruhigen und freundlichen: „ich danke“ genug gesagt.

Der Wagen fuhr nun dicht vor dem seinigen, er sah ihn nach einer Weile in einen Feldweg zur Linken einbiegen und fern in jener Richtung hoben mehrere von Bäumen umstandene Gebäude sich schwarz von dem Nachthimmel ab. Richards Weg führte in das nächstgelegene Städtchen, nur um zwei Stunden weiter, als das erwähnte Hüttenwerk. Vor dem einzigen Gasthofe erschienen der Wirth und sein dienstbeflissener Kellner, als der Postillon die Ankunft des Reisenden verkündete, und ihnen voran drängte sich ein junger Officier, der den Gast mit lautem Zuruf begrüßte.

„Richard, alter Kerl, steckst Du auch wirklich in der Rumpelmaschine drin? Ich bin ganz närrisch vor Freude, daß Du kommst“, rief er, indem er sich beeilte, den Ankommenden aus dem Wagen zu reißen, „rein närrisch, sage ich Dir, lieber Junge.“

Richard zog die Stirne kraus. „Das sehe ich“,

entgegnete er in gedämpftem Ton, der sein Mißbehagen verrieth, „aber aus Freude —“

„Nun, ich hoffe, Du zweifelst nicht daran“, erwiederte der Officier etwas beleidigt, „Du weißt, ich fühle in dem Punkte lebhaft.“

Richard vermied eine Entgegnung, er folgte dem voranschreitenden Wirth in das für ihn bestimmte Zimmer und gab dann einen Befehl für einen Imbiß.

„O, ist schon Alles besorgt“, erwiederte der Wirth voll Devotion. „Der Herr Baron haben mich zum Glück früh genug in Kenntniß gesetzt, welch vornehmen Gast ich zu erwarten hatte — Herrn Banquier Roßdall aus der Residenz, Erben von Herrn Neefz — was Küche und Keller vermag, wird geleistet werden.“

Befremdet und mit mehr Kälte noch als gewöhnlich seinen Zügen aufgeprägt war, maß der Banquier den Sprecher von oben bis unten. „Nun, da bringen Sie das Souper herauf und wünschen Sie dem Herrn Baron einen guten Appetit. Für mich ist sobald als möglich ein Teller Suppe und eine Flasche Bordeaux zu bringen.“

„Was soll das dumme unnütze Geschwätz“

er seinen reichen Besitz nicht so ohne Weiteres nur den nächsten Erben hinterlassen, sondern daß der Mann besondere Bestimmungen getroffen hat. Mich aber kennt er so wenig, daß ich durchaus keine Rechte und Ansprüche auf besondere Berücksichtigung erheben kann."

„Aber Du wirst doch nicht annehmen, daß wir zu Gunsten Anderer benachtheiligt werden können?" fragte der Officier mit lebhafter Unruhe.

„Warum nicht, haben wir denn Kindesrechte? Nach den flüchtigen Erkundigungen, die ich einziehen konnte, wird die Tochter eines Verwalters auf dem Hüttenwerke eine bedeutende Rolle in dieser Erbschaftstheilung spielen."

„Veronika Astenberg", rief Alfred überrascht, „natürlich Veronika! Schön ist das Mädchen und schön hat sie auch dem alten Filze dem Neefz gethan, so hochmüthig und naseweis sie sonst sein konnte. Hoch hinaus gewollt hat sie immer, stets nach oben gedrängt und ganz die airs einer Dame angenommen. Daß sie es aber so weit getrieben hat, daß es ihr gelungen sein sollte, sich in die Reihe der berechtigten Erben einzu-

drängen — es ist doch kaum anzunehmen. Und übrigens, der alte Neefz, er mochte sich nun an stellen, wie er wollte, er war nicht unempfindlich gegen den Vorzug hoher Familienverbindungen."

Wieder erschien das spöttische Lächeln auf Richards Gesicht. „Sein Geldbeutel war es desto mehr, und deshalb könnte es sich doch ereignen, daß derselbe sich dem jungen Mädchen zuneigte und Ihr mit dem Respect vor der hohen Geburt entschädigt würdet. Kennst Du Veronika Astenberg, so nanntest Du sie ja wohl, persönlich?"

„Und ob", entgegnete der Officier sich in di Brust werfend. „Zehn Meilen in der Runde kein hübsches Mädchen, das sich nicht rühmen könnte, von mir bemerkt zu sein. Diese Schönheit ist aber leider spröde, hochmüthig und naseweis; sie wollte mehr als nur bewundert sein, sie wollte — nun, ich kann es nicht so sagen — ich hätte jedenfalls ein besonderes Genre der Courmacherei für sie schaffen müssen und, weißt Du, lieber Junge, es fehlt mir an Zeit dazu. Ich konnte und durfte ihr nicht alle die Rücksichten einer Dame von Stande angedeihen lassen, ich habe Grundsätze darin und sie wollte nun einmal

dnrchaus so behandelt sein. Anders ist nämlich ihre Zurückweisung schlechterdings nicht zu erklären, es müßte denn intriguante Habgier und Erbschleicherei gewesen sein."

Richard machte eine abwehrende Handbewegung. „Nun, wir werden ja sehen. Einer Intrigue läßt sich entgegentreten, dem Rechte nicht. Ich habe die Schwestern nie von ihr reden hören."

„Die wissen auch kaum, daß sie existirt. Wir wohnen ja kaum drei Jahre in dieser Gegend, Veronika ist viel älter als die Kleinen und dann blieb die Mama sich ihrer Würde und ihrer Pflichten bewußt bis zum letzten Athemzuge. Sie verabscheute jede unreine, gemeine Berührung.

Eine bittere Entgegnung schien auf Richards Lippen zu schweben, sie zuckten ein paar Mal wie in innerem Kampfe, allein seine Selbstbeherrschung trug den Sieg davon. „Wie war aber das junge Mädchen zu vermeiden, da die Mutter den alten Neefz in den letzten Jahren doch häufig besucht hat?" fragte er nur.

„O, ganz leicht; bei der ersten Schroffheit, welche die Mama ihr zeigte, zog sie sich zurück, wie eine Schnecke in ihr Haus, sie hat es nie zu

einer Wiederholung kommen lassen und blieb unsichtbar, wenn die Mama mit den Kindern nach der Hütte kam. Ich für meine Person habe es allerdings nicht an Bemühungen fehlen lassen, Balsam auf die Wunden zu legen; ich habe sie geflissentlich aufgesucht, in Feld und Wald, habe Zeit und Laune geopfert bei den Honoratioren dieser guten Stadt, um ihr zu begegnen, aber vergebens; sie hat mir mit Zinsen heimgezahlt, was sie der Mama schuldig blieb."

Richard hörte nachdenklich zu; er hatte längst sein frugales Abendessen beendet und schien keine Lust zu haben, das Gespräch weiter fortzusetzen, denn er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schloß, nachdem er auf seine Uhr gesehen, die Augen. An dem Officier ging diese Mahnung, sich zu beeilen, nicht unbeachtet vorüber, er leerte sein Glas und erhob sich. Auch Richard stand auf. „Ich bin müde Alfred, ich bitte Dich, Deine Cigarre auf Deinem eigenen Zimmer zu rauchen."

Es war seine Art, wenig Umstände zu machen, es lag in seinem ganzen Wesen eine wohlthu[illegible] Einfachheit und Geradheit, aber auch die Gewoh[illegible]heit, zu befehlen. Er machte durchaus den Ein-

druck eines Mannes, dem nur die gute Lebensart, niemals die zwingende Nothwendigkeit Rücksichten auferlegt hat, der gewohnt ist, seine Wünsche und Bequemlichkeiten vorangestellt zu sehen.

Immer und immer wieder hatte der junge Officier es versucht, sich auf den gleichen Standpunkt zu stellen, allein es gelang ihm nicht; Richard behielt stets eine Art Uebergewicht und Jener verlor niemals das Gefühl einer gewissen Abhängigkeit.

„Das scheint ein eigner Herr zu sein", meinte der Kellner dem Wirthe gegenüber, als er abgeräumt und dem Banquier eine gute Nacht gewünscht hatte. „Sie hätten sehen sollen, Herr Berg, wie er gegen den Herrn Lieutenant that — gerade als ob e r der Baron wäre."

Der Wirth lachte. „Der eine hat den Beutel, der andere hat das Geld", sagte er pfiffig.

„So —" meinte der Kellner gedehnten Tones, „das ist etwas anderes, obgleich so ein fremder Banquier —"

„Fremder Banquier!" unterbrach ihn der Wirth, „es sind ja Brüder, Halbbrüder natürlich und Herr Roßdall hat die ganze Jammerwirth-

schaft auf dem Langenbühl mit seinem Gelde zugedeckt. Dem liegen sie Alle auf der Tasche und der junge Baron hätte wohl längst die Uniform ausziehn müssen, wenn Herr Roßdall ihn nicht darin erhielte. Also aufgepaßt, das bitte ich mir aus, Herr Roßdall gereicht jedem Gasthof ersten Ranges zur Ehre."

Der Kellner wiegte sein dummes Haupt. „So hängt das zusammen; da erbt er morgen wohl auch mit?"

„Nein", sagte der Wirth mit der Miene eines Mannes, der sich zu den Eingeweihten zählt; „nein, mit dem Erben ist es nichts, aber er hat doch genug. Schlimmer ist es für die Langenbühls, die sich auch den Mund wischen werden."

„Ach, Herr Berg", rief der Kellner erstaunt, „wer will das sagen? Wem fiele die Hütte denn zu?"

„Wer das sagt — ich", erwiederte der Wirth mit selbstgefälliger Eitelkeit, „denn ich verstehe mich auf Menschen und kannte den alten Neefz wie meine Tasche; und wem die Hütte zufällt — wir werden es morgen ja sehen: Fräulein Veronika."

II.

Die Frühnebel dampften im Thale, als der Wagen des Gasthofes „zum goldenen Löwen" am nächsten Morgen auf dem Wege zurückfuhr, den Richard Tages zuvor passirt hatte und nach einer Stunde in den Feldweg einbog, der thalaufwärts einer Eisenhütte zuführte, deren bedeutender Betrieb dem verstorbenen Besitzer zu dem Rufe unbedingter Rechtschaffenheit auch einen gewissen Grad geselliger Bedeutung in die Wagschale gelegt hatte.

Herr Neefz war nie verheirathet gewesen, man hatte nie von einer glücklichen oder unglücklichen Neigung seines Herzens gehört, er war augenscheinlich ganz zufrieden in seinem Junggesellenstande und wußte nichts von gescheiterten Hoffnungen und unerfüllten Träumen. Er war kein Mann feinster Bildung gewesen, aber sein klarer und

natürlicher Verstand hatte ihn doch gewöhnlich das Richtige treffen lassen und ihm ein ziemlich sicheres Urtheil über Menschen und Verhältnisse gegeben. Er hatte, als sein Etablissement sich erweiterte und das Personal vergrößert werden mußte, einen Factor angenommen, welcher eine Zeit lang in Frankreich in einer Fabrik beschäftigt gewesen war und nun dem Heimweh nachgab, was seine Gattin wieder zurück in ihr deutsches Vaterland zog, und dieses Ehepaar brachte zwei fröhliche Kinder mit, welche zur großen Freude des Hüttenbesitzers ein ganz neues frisches Leben in das Haus brachten und ihn, wie er behauptete, selbst verjüngten.

Die kleinen hübschen Mädchen waren Zwillingsschwestern und einander so ähnlich, daß Herr Neefz sie mit den Augen nicht eher unterscheiden konnte, als bis sein Herz das that.

Der kleinen Veronika gab er entschieden den Vorzug, ihr offenes, ehrliches Wesen, so fern von allen Ansprüchen und Launen, wie von demüthiger Unterwürfigkeit, ihre Zärtlichkeit und Dankbarkeit für jeden Liebesbeweis und die Aufmerksamkeit auf seine kleinen Wünsche und Gewohnheiten fesselten ihn schnell an das Kind.

Ihre Schwester Eva war ihr wohl ähnlich in vielen Dingen, aber doch etwas selbstsüchtigerer Natur, sie setzte, bei aller Zuvorkommenheit gegen Andere, ihre eigne kleine Person nicht aus den Augen, konnte noch herziger schmeicheln, aber doch weniger leisten und machte viel Worte um Weniges. Doch herrschte eine einige und unzerreißbare Neigung zwischen den Kindern, und Herr Neefz durfte es kaum merken lassen, wie sehr er Veronika im Stillen bevorzugte, wollte er sie nicht in der Schwester kränken.

Als die Kinder zwölf Jahre alt waren, starb ihr Vater und die Wittwe schickte sich an, in die nahgelegene Stadt zu ziehen, wo sie mit ihrem kleinen Vermögen und nebenbei durch den Erwerb ihrer Hände ihren Unterhalt gewinnen zu können glaubte.

Aber Herr Neefz wollte sie nicht ziehen lassen, die Kinder, besonders Veronika, waren ihm bereits unentbehrlich geworden, der Gedanke schon, daß er ihre hellen, fröhlichen Stimmen nicht mehr hören sollte, ließen ihm das Haus öde und leer erscheinen.

Frau Astenberg blieb auf der Hütte, wurde

die Hausverwalterin des alten Herrn und hatte in dem mehr geräumigen und bequemen als luxuriösen Hause doch immer ein eigenes Daheim. Es war durchaus nicht das Verhältniß von Herrn und Dienerin zwischen Beiden, Herr Neefz wußte ihr nicht allein den Schein, sondern auch das Gefühl der Unabhängigkeit zu geben; es war, wie eine freundschaftliche Uebereinkunft, sich gegenseitig zu dienen.

Frau Astenberg war eine schlichte, verständige Frau, die ihre Stellung begriff und deshalb behauptete. Obgleich sie so ziemlich auf einer Bildungsstufe mit dem Hüttenbesitzer stand, verrieth sie doch nie und nirgend das Bestreben, sich in seinen Gesellschaftskreis zu drängen, oder je sonst die Grenzen zu überschreiten, die ihr zu Lebzeiten ihres Mannes gezogen waren. Es wäre ihr ein Leichtes gewesen, sich und ihre Kinder dem Hauswesen des alten Herrn ganz einzuverleiben, er würde ihr auf halbem Wege entgegengekommen sein, hätte sie nur den mindesten Wunsch darnach verrathen; aber sie behielt und benutzte die abgesonderten Wohnräume, welche ihr angeboten wurden, sie theilte nicht seine Mahlzeiten und

erschien bleibend nur in seinen Zimmern, wenn ihr eine Aufforderung dazu wurde.

Anders war es mit den Kindern; sie betrachteten den Zutritt zu dem alten Herrn erlaubt; Veronika besonders war es ein Vergnügen, viel um ihn zu sein und sie theilte ihre kindlichen Bemühungen gewissenhaft zwischen der Mutter und dem alten Freunde, bei Beiden war ihr Daheim.

Als kleine Mädchen war ihnen der bescheidene und mangelhafte Unterricht zu Theil geworden, den die Kinder der Hüttenarbeiter mit den Bauernkindern bei dem Schulmeister des nahen Dorfes genossen; Vater und Mutter, auch Herr Neefz hatten nachgeholfen und ergänzt und später hatte der Prediger sich ihrer angenommen. Als nun aber beim Tode ihres Mannes Frau Astenberg als einen bestimmenden Grund, in die Stadt zu ziehn, die Pflicht anführte, ihren heranwachsenden Kindern einen bessern und geregeltern Unterricht geben zu lassen, da schaffte Herr Neefz schnelle und gründliche Abhülfe.

Es wurde ein tüchtiger und unterrichteter Hauslehrer angenommen, die Unterweisung in weiblichen Fertigkeiten behielt die Mutter und in

überraschend kurzer Zeit holten die Kinder das Versäumte nach. Wald und Bergluft, ungehinderte Freiheit waren ihrer körperlichen Entwicklung in nicht geringem Grade förderlich gewesen, man konnte nichts Frischeres, Blühenderes sehen, als dies schöne Schwesternpaar.

Wie Veronika der Liebling des alten Herrn war, so neigte die Vorliebe der Mutter sich wohl ein klein wenig ihrer Eva zu. So ähnlich dieselbe Veronika war, etwas Prätension, die freilich nicht verletzend bemerkbar wurde, brachte ihre Erscheinung immer in den Vordergrund. Sie wußte mehr aus sich zu machen, stellte ihr Licht nicht unter den Scheffel und that so der mütterlichen Eitelkeit, die sich im Herzen auch der verständigsten Frau immer irgend wo in einem Winkel verborgen hält, mehr Genüge. Sie trug ihren Namen mit mehr Recht, als tausend Andere, sie war ein schönes, unbedachtes Weltkind mit einer entschiedenen Neigung zu Ungehorsam und Eitelkeit, aber bei alledem doch liebenswürdig und gutmüthig. Sie liebte Vergnügen und Luxus, das Leben auf der Hütte konnte ihr leicht zu einförmig werden, und wenn sie auch sonst durchaus nicht immer ihre Zeit dem

alten Herrn opferte, sobald er in die Stadt fuhr, war sie gewiß dabei.

Veronika, äußerlich ihr so ähnlich, war doch eine viel tiefer angelegte Natur. Fähig, schweigend Opfer zu bringen, ausdauernd und muthig, allen Unannehmlichkeiten gegenüber, war sie der gute Geist des Hauses. Sie wußte Wohlbehagen und Gemüthlichkeit überall zu verbreiten, wo sie schaffend oder ordnend eingreifen durfte, ihr Schönheitssinn gab sich kund in edelster und einfachster Weise und ihr jugendlicher Frohsinn erwärmte die Herzen. An Geist ihrer Schwester weit überlegen, verstand sie wohl weniger zu glänzen, wußte aber den Moment richtiger zu erfassen und hatte tausend Genüsse, wo Jene achtlos vorüber eilte. Jetzt, wo ihr die Thore des Wissens erschlossen waren, wo eine leitende Hand sie führte, that sich ihr eine neue Welt auf und sie ermüdete nicht zu suchen und zu sammeln, wo Eva flüchtig umher schaute und von diesem und jenem naschte. Denn von einem sich zu eigen Machen war keine Rede bei dieser flüchtigen Natur. Sie erfaßte und verwarf eine Sache mit gleicher Begier und Schnelligkeit, hörte viel, ohne es doch sich einzuprägen und

begnügte sich mit der glänzenden Schale, wo Veronika den Kern nahm.

Die Mutter hatte doch zu wenig Wissen und gediegenere Bildung, um hier richtig zu unterscheiden; ihr war Eva die Bedeutendere, die glänzende Oberfläche imponirte der schlichten Frau und sie bewunderte die Bescheidenheit, mit welcher die Lieblingstochter denn doch in für sie zweifelhaften und schwierigen Fällen sich Veronika's sicherm Ausspruch unterordnete.

Doch glichen beide Kinder der Mutter nicht; viel feiner, zarter und eleganter, erinnerten sie in keinem Zuge an dieselbe, ja, man war im ersten Augenblicke erstaunt über so gar große Verschiedenheit und fand den Stolz der Frau verzeihlich, wenn man innerlich anerkennen mußte, wie sehr die junge Generation sich veredelt hatte. Frau Astenberg behauptete gern und mit Genugthuung, so sei ihres Mannes Art in jungen Jahren gewesen, und man widersprach ihr nicht, wenngleich man sich nicht erinnerte, während seiner Wirksamkeit auf dem Hüttenwerk viel davon gesehn zu haben.

Verkehr hatten die jungen Mädchen mit de

Honoratioren der benachbarten kleinen Stadt, und wenn man auch zweifelhaft war, welchen Rang und welche Stellung man eigentlich der Frau Astenberg zuerkennen sollte, so war unter den jungen Männern doch nicht der geringste Zweifel, daß den schönen Töchtern derselben der erste Platz ...hre. Dazu erschienen sie im Städtchen ebenso ...fig in Begleitung des Herrn Neefz, als in der ...er Mutter, und traten in beiden Fällen gleich ...her und unbefangen auf, so daß auch damit ...ancher Zweifel unterdrückt wurde. Denn wollte ...an die Gastlichkeit der Stephanshütte genießen, so ...ß es, gute Freundschaft mit den jungen Mäd...en halten und nicht sie in der Mutter verletzen.

Als die Schwestern ihr achtzehntes Jahr er...icht hatten und die guten Leute in Nußdorf noch ...neins waren, welcher von Beiden die Krone ...bühre, verbreitete sich eines Tages das Gerücht, ...n Fremder, der auf der Stephanshütte zum ...esuch eingetroffen sei, habe diese schwierige Frage ...nerhalb zweier Tage entschieden und Eva den Preis zuerkannt, indem er ihr Herz und Hand angeboten habe. In diesem Falle war sonderbarer Weise das Gerücht einmal volle Wahrheit,

Eva war die glückliche Braut eines beglückten Mannes.

Der Sohn des Seidenfabrikanten, auf dessen Comtoir der selige Herr Astenberg eine Buchhalterstelle bekleidete, hatte auf einer Reise nach Deutschland, die ihn so ziemlich in die Nähe des Hüttenwerkes führte, die Familie wieder aufgesucht und war nicht wenig überrascht, in diesem stillen Winkel so viel Lieblichkeit und Anmuth zu finden.

Die Kinder waren so jung gewesen, als sie mit ihren Eltern Frankreich verlassen hatten, er selbst noch ein Knabe — er hatte die Kleinen gar nicht gekannt. Aber Herrn Astenberg hatte er außerordentlich gern gehabt, er hatte mit tiefem Bedauern vor Jahren die Nachricht seines Todes vernommen und wollte, nun sich eine Gelegenheit bot, nicht versäumen, die Wittwe aufzusuchen. u

Natürlich interessirten die Töchter ihn ge mehr, als die Mutter; er war entzückt von ei Schönheit und Grazie, von Eva's heiterm B ten Geplauder. Ueberhaupt war sie eine, dem französischen Charakter durchaus sympathische Natur für einen solchen ideal genug, um begeisterte Lieb wach zu rufen.

Der junge Fabrikbesitzer war unabhängig, reich und lebhaften Gefühls — was hätte er überlegen sollen? Nach zwei Tagen hatte er Eva seine Liebe gestanden und ihr Jawort erhalten.

Ein hübsches Aeußere, elegante Manieren und eine ausgeprägte Gutmüthigkeit in dem Rahmen glänzender äußerer Verhältnisse hatte Eva's Herz schnell gewonnen und die Eitelkeit und Sorge des Mutterherzens, wie des alten Herrn Neefz gründliche und geschäftsmäßige Nachfragen wurden in gleichem Maße befriedigt.

So war sie nun Braut, geliebt, unabhängig, reich, und die Aussicht, in Lyon zu leben, in einer großen, glänzenden Stadt, innerhalb eines bunten und wechselnden Verkehrs, war wohl geeignet, ihr Herz zu entzücken. Sie liebte den Genuß, Zerstreuungen waren ihr unentbehrlich, und darin so eins zu sein mit dem Geliebten, so verstanden in diesem Bedürfnisse, das war doppelte Seligkeit für sie.

Veronika war fast nicht minder glücklich, nur fielen die Schatten der kommenden Trennung öfter in ihre Seele. Daß die Schwester, die

bisher die andere Hälfte ihres Lebens gewesen, wirklich das Richtige gefunden, das eigens für sie geschaffene zweite Leben, darüber waltete bei Veronika kein Zweifel ob. Eva bedurfte gerade so viel Oberflächlichkeit, wie sich bei aller Liebenswürdigkeit doch in Herr Duferrier fand; ein Mann, der das Leben und seine Aufgabe wirklich ernst und wichtig nahm, dem daneben vielleicht die Mittel gefehlt hätten, um Eva's tausend kleinen Einfällen und Liebhabereien, die sie jetzt so oft mit Bedauern oder Widerstreben unterdrücken mußte, zu genügen, würde schwerlich ihr Herz auf die Länge gefesselt haben. Veronika liebte die Schwester so innig, sie wünschte ihr das Beste, würde mit Freuden das Liebste hingegeben haben, um sie glücklich zu sehn, und wenn sie sich jetzt fragte, ob denn nun dieser Mann das Beste des Erreichbaren sei, dann schüttelte sie doch ganz ernsthaft den hübschen Kopf und sagte sich: „Nein, und in Ewigkeit nein.“

Indessen Eva war glücklich, und das war genug. Herr Duferrier wollte die weite Reise nicht zweimal machen, lieber seinen Aufenthalt in Deutschland verlängern und Eva als seine Frau gleich mit in die Heimath nehmen.

Dagegen war wenig einzuwenden; der junge Mann machte noch einige kurze Geschäftsreisen, Herr Neefz wies unter Verbittung jedes Einwandes eine ansehnliche Summe an, um Eva's kleine Person würdig und ihrer neuen Stellung gemäß auszustatten, und sechs Wochen später, nachdem die junge Braut den Geliebten mit glückseliger Freude den Bekannten in Nußdorf präsentirt hatte, war die Hochzeit.

Und welch eine Hochzeit! Die Leute in Nußdorf wußten noch heute, nach drei Jahren, davon zu erzählen. Herr Neefz entfaltete dabei einen Aufwand, der wenigstens dem Franzosen beweisen sollte, daß Eva an gute Tage gewöhnt sei und der lindernden Balsam auf den Trennungsschmerz legte, welcher Frau Astenberg's Mutterherz erfüllte.

Auch Eva wurde etwas stiller und kleinmüthiger, nun es wirklich ans Scheiden ging; lieblich und schön erschien ihr mit einem Male die enge Heimath, die sie so oft gedrückt, heller als je zuvor strahlte die Mutterliebe in ihrem Bewußtsein, die väterliche Güte des alten Freundes. Und Veronika! Ueber Veronika dachte sie nichts, sie fühlte nur, daß sie von ihr nicht scheiden könne, unmöglich, unmöglich; daß

nur ihr halbes Ich mit dem Geliebten gehen würde, und fast kniefällig bat sie, man möge die Schwester ihr mitgeben in das ferne Land.

Das ging nun freilich nicht; die Mutter schien zwar geneigt im letzten Augenblicke, aber Herr Neefz erhob eifrige und beredte Vorstellungen, und Veronika's Ausspruch, obwohl er unter heißen Thränen gegeben wurde, war doch ein ganz entschiedenes Nein. Veronika kannte die Schwester genauer, als irgend sonst Jemand, sie wußte, daß dieser Sturm der Gefühle sich legte, daß Eva's Augen, jetzt so thränenverdunkelt, bald voll glücklicher Neugier umherschauen würden in der neuen Welt, die sich ihr aufthat, daß sie die Stätte ihrer Kindheit und vor Allem die Schwester nie vergessen, aber auch nicht so schmerzlich vermissen würde, wie es jetzt den Anschein hatte. Bei Veronika war das Gefühl, wenn sie es auch besser zu beherrschen verstand, ein viel tieferes und darum nachhaltigeres. Sie fühlte mit richtigem Tact, daß sich kein Drittes in das frische Glück eines jungen Ehelebens drängen dürfe, daß ihr Platz in der Heimath bleibe unter der Hut der Mutter, bis sie selbst den Schutz eines Gatten finden würde.

So zog denn Eva allein davon und Veronika hatte richtig gesehen. Die junge Frau trocknete bald ihre Thränen und lächelte wieder, und Veronika trauerte um sie, ohne daß doch die Sehnsucht nach der Gefährtin ihrer Kindheit beherrschend auf ihr Thun und Denken eingewirkt hätte. Inniger noch als zuvor schloß sie dem alten Freunde sich an, der unerschöpflich in Versuchen und Einfällen war, seinen Liebling zu zerstreuen, und bot Alles auf, um die Mutter zu beruhigen, die ihr doch oft voll Sorge in die Augen blickte.

Es war um diese Zeit, daß plötzlich neue Gestalten in den kleinen Kreis traten, der bisher die Familie des Hüttenbesitzers gebildet hatte. Man hatte bis jetzt immer geglaubt, er stehe ganz einsam, ohne Verwandte in der Welt, denn Herr Neefz hatte niemals irgend einer Familienbeziehung Erwähnung gethan, seit er vor fünfunddreißig Jahren das Hüttenwerk erworben, das damals sehr in Verfall gewesen war.

Er war zu jener Zeit ein frischer, kräftiger Dreißiger, in seiner vollen Manneskraft, thätig und unternehmend, griff das Ding beim rechten Ende an und konnte mit den hübschen Mitteln,

welche er mitbrachte, gehörig nachhelfen. Aber während er unverdrossen und mit glänzendem Erfolge gearbeitet, hatte er vergessen, sich nach einer Gefährtin seiner Mühen und Freuden umzusehen, er blieb ein einsamer Hagestolz. Vielleicht ersehnte er aber auch kein Familienleben, er schien es wenigstens nicht zu kennen, denn er erwähnte gelegentlich nur, wie früh er verwaist und wie wenig auf die Sippschaft von Vettern und Basen zu baüen sei. Es kam Niemand, der ihm auch nur entfernt angehört hätte und er ging nicht, Jemand aufzusuchen, und das währte, bis die Astenberg'sche Familie auf dem Hüttenwerke einzog.

Da freilich ging dem alten Herrn das Herz auf und nun fühlte er vielleicht, daß ihm doch etwas gemangelt hatte, wenn es ihm auch niemals voll zum Bewußtsein gekommen war. Jetzt war er in der That befriedigt nach jeder Richtung hin, nirgendwo empfand er eine Leere, überall volles Genügen.

Deshalb schien eigentlich der Moment verfehlt, wo gerade nach Eva's Abzuge eine Dame in tiefer Trauer in Begleitung eines jungen Officiers und zweier fast noch dem Kindesalter angehörigen jungen

Mädchen auf der Stephanshütte erschien und sich unter wortreichen Ergüssen ihrer verwandtschaftlichen Liebe als die Cousine des Besitzers vorstellte. Herr Neefz erinnerte sich der Jugendbekanntschaft vollkommen, er kannte die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, deren er bisher doch niemals in That, noch Wort gedacht, als ein unbestreitbares Factum an und war, wenn auch nicht gerade auffallend erfreut, doch so wohlwollend, wie das nun einmal seine gutmüthige Art war.

Frau von Langenbühl, wie die Dame sich genannt hatte, war Geschwisterkind mit dem alten Herrn Neefz, erinnerte sich mit vieler Genauigkeit selbst unbedeutender Gefälligkeiten, die ihr Vater dem früh verwaisten Knaben erzeigt, und wußte es vortrefflich zu umgehen, daß Niemand in der Familie dem Vereinsamten, dem erst ein späterer Glücksfall ein hübsches Vermögen in den Schooß geworfen, eine heimathliche Stätte geboten hatte.

Er war schon ein Mann, als dieser Umstand eintrat, längst dem geringen Interesse der Familienmitglieder entrückt, und Herr Neefz fragte

sich heimlich, was wohl Frau von Langenbühl nach so langer Zeit bewegen könne, ihn aufzusuchen und aus alten verblichenen Jugenderinnerungen ein Recht auf nahe Beziehungen zu erheben. Sie selbst kam ihm dabei zu Hülfe, indem sie ihm die Erlebnisse der letzten Jahre mittheilte, die er wenig oder gar nicht kannte. Frau von Langenbühl war nach dem kürzlich erfolgten Tode ihres zweiten Mannes, des Obersten von Langenbühl, in die Provinz gezogen, wo der Verstorbene ihr ein kleines verfallenes und verschuldetes Gut, „den Langenbühl“, hinterlassen hatte. Früher ein ausgedehntes Besitzthum, hatten schon Vater und Großvater des Obersten einen Theil nach dem andern veräußert, Waldung und Wiesen, das beste Ackerland; die Gebäude, da die Wirthschaft sich von Jahr zu Jahr verkleinerte, ließ man verfallen, als die Mittel nicht vorhanden waren, sie in Stand zu erhalten. So war aus dem Langenbühl nach und nach eine Art Schutthaufen mit wenig kümmerlich bestellten Ländereien geworden, den bald dieser, bald jener Bauer in Pacht hatte. Und selbst diese kleine Wüstenei, welcher Frau von Langenbühl den stolzen Namen ihres Witt-

wensitzes verlieh, war noch verschuldet, und es war nicht abzusehen, wie die stolze Frau, die sich aus der Welt hierher zurückgezogen hatte, hier wirthschaften wollte.

Um sich deshalb Raths zu erholen, war sie, wie sie sagte, bei Herrn Neefz erschienen, und die Versicherung ihres unbedingten Vertrauens in seine praktische Erfahrung, seine Redlichkeit und Güte hätten ihn eitel machen können, wenn er einer solchen Schwäche zugänglich gewesen wäre. Er kannte die Welt zu genau, um nicht zu wissen, daß hier nur ein Angriff auf seinen Beutel gemacht wurde, und verstand es vortrefflich, solche Angriffe abzuschlagen, ehe nicht sorgsam das Für und Wider erwogen war.

Die Vergangenheit der Frau von Langenbühl war nicht eben dazu angethan, seine Hochachtung zu erwecken, er wußte, daß sie viel verschuldet und nun dafür zu leiden hatte, sie konnte deshalb das Schicksal keiner Härte anklagen, wenn es unvermeidlichen Consequenzen folgte. Schön, leichtsinnig und kokett, hatte sie einen gewissen äußeren Glanz mit einer Fluth von Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten für ihre Häuslichkeit erkauft und die-

selbe künstlich wieder und wieder geschmückt mit dem Schein des Friedens und Behagens, um ihren Verfall den Augen der Welt zu entziehen. Schulden hatten sich auf Schulden gehäuft, man war nicht allzu wählerisch in den Mitteln, um augenblicklichen Verlegenheiten abzuhelfen, man demüthigte sich in der Stille vor brutalen Gläubigern, um hochmüthig das Scheinleben fortzusetzen.

Da brach mit dem Tode des Mannes dieses Kartenhaus des Glanzes zusammen, Frau von Langenbühl blieb keine Wahl, als sich mit ihrer kleinen Pension hierher zurückzuziehen und es dem guten Glück und der Willenskraft ihres Sohnes zu überlassen, ob er ohne jede Zuhülfe seine Lieutenantscarriere fortzusetzen vermochte. Es waren ihr aus zweiter Ehe von einer großen Kinderschaar nur dieser Sohn und zwei Töchter übrig geblieben, des ältesten Sohnes aus erster Ehe that sie nie und nimmer Erwähnung, und Herr Neefz nahm daher an, daß derselbe todt sei.

Der Langenbühl war vier volle Stunden von der Stephanshütte entfernt, allein die gnädige Frau stellte dem Vetter häufige Besuche in Aussicht, wenn er sie mit seinem Gespann holen lassen

werde. Sie bemühte sich fast zu auffällig, ihrem Sohne gleich beim ersten Besuche die Gunst des alten Herrn zu gewinnen, sie schlug alle Saiten an: Wehmuth und Ergebung, sie versuchte, ihm durch Anmuth, und als er immer gleichmäßig ruhig blieb, durch eine gewisse Würde zu imponiren. Vergebens, der gute, bedächtige Mann ließ sich im Sturm nichts nehmen.

Besonders ihr Bemühen, die jungen Mädchen, „die Kinderchen", die sie allerdings noch waren, dem Vetter nahe zu stellen, schlug fehl; der Platz war vergeben und der Vergleich mit Veronika fiel doch gar zu dürftig aus.

Herr Neefz, nachdem er die Mittheilungen der Frau von Langenbühl über ihre persönlichen Angelegenheiten entgegengenommen hatte, ließ Frau Astenberg und Veronika bitten, herüberzukommen, um sie den plötzlich aufgetauchten Verwandten vorzustellen, und jetzt erkannte Frau von Langenbühl mit weiblichem Scharfblick, daß die Position schon genommen sei, die sie zu erobern gedachte. Diese Wahrnehmung stimmte sie von vornherein ungünstig gegen die beiden Nebenbuhlerinnen, die, wie sie sich sagte, ihre und ihrer Kinder Rechte

usurpirt hatten, und es gelang ihr, Frau Astenberg im Verlaufe dieses Nachmittags entweder als erste Dienerin des Herrn Neefz zu behandeln, oder sie vollständig zu ignoriren. Das war jedoch bei Veronika nicht möglich; das junge Mädchen besaß eine angeborene Eleganz und Sicherheit, die schlechterdings nicht aus dem Sattel zu heben war und Frau von Langenbühl unangenehm überraschte. Veronika vermied es, mit den Rechten aufzutreten, die Herr Neefz seinem Liebling so gern einräumte, sie hütete sich mit feinem Tact, den Verwandten sich gleichzustellen als Familienmitglied, aber sie stellte sich neben sie voll und gleichberechtigt als Mitglied der Gesellschaft.

Frau Astenberg, durchaus unbehaglich und unsicher, hielt sich passiv und immer in einiger Entfernung; die kleinen heimlichen Kränkungen und Geringschätzungen waren wie feine Nadelstiche, die peinigen, ohne eine sichtbare Spur zu hinterlassen. Sie hätte kaum eine Klage zu begründen gewußt, selbst wenn sie dieselbe bei Herr Neefz hätte vorbringen mögen.

Bei Veronika mußte Frau von Langenbühl directer und unumwundener auf ihr Ziel losgehen,

wenn sie das junge Mädchen unschädlich machen wollte für ihre eigenen selbstsüchtigen Absichten. Sie nahm also Veronika bei einem Spaziergange durch den Garten an ihre Seite und begann damit, ihre Freude auszudrücken, daß sie nun in der Nähe des theueren Cousins lebe, der zu ihrem Schmerze und noch mehr zu ihrem Erstaunen ihr durch noch unaufgeklärte Ursachen ziemlich entfremdet sei. Sie hoffte jedoch durch öfteres und vertrauliches Beisammensein, durch ungestörten Gedankenaustausch wieder den Platz in seiner Liebe einzunehmen, der so nahen Verwandten gebühre und sprach mit eigenthümlicher Betonung den festen Vorsatz aus, alles Störende zu beseitigen, was den Rechten der Familienbande irgendwie entgegen trete. Sie freute sich, die Häuslichkeit des Vetters nun zu kennen und versicherte, daß sie an Allem Antheil nehme, was ihn anbeträfe, auch an den treuen Dienern, die sich bestrebt hätten, zu ihm sich heranzubilden und durch ihre Bemühungen einigermaßen die Lücke auszufüllen, die eine so völlige Isolirtheit von der Familie nothwendig im Leben herbeiführen müsse. Es sei immerhin bedenklich, einen alternden Mann so gänzlich fremden

Einflüssen zu überlassen, die so oft gemißbraucht würden; und Fernerstehende, wenn sie nicht bestimmte Zwecke verfolgten, könnten niemals das Interesse wie Familienmitglieder haben.

Das junge Mädchen hatte zu den Worten der Dame gelächelt und sie schweigend ausreden lassen. „Ich habe keine Erfahrung darin, gnädige Frau", hatte sie alsdann gesagt, „ich bin noch jung. Aber ich bin stolz darauf, daß Sie uns zu den bewährten Dienern eines solchen Mannes zählen, ich werde streben, diese Meinung immer zu verdienen. Meinen die Diener es redlich, so bleibt ihnen ein weites Feld für liebreiche, segensvolle Thätigkeit. Diese meine Stellung würde ich niemals freiwillig aufgeben, aber — seien Sie ohne Sorge, gnädige Frau, unsere Wege kreuzen sich nicht, sie können friedlich neben einander laufen."

Frau von Langenbühl hatte eine hochmüthige Entgegnung auf der Zunge, der zornige Blick, welchen sie auf das junge Mädchen schleuderte, war die Einleitung dazu.

Aber Veronika ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Ich bin der Meinung, gnädige Frau, daß ich Sie sehr wohl verstanden habe", sagte sie,

den Blick stolz erwiedernd, „und gewohnt, in solchen Fällen mich mit meinem eigenen Urtheil zu begnügen. Ich denke mir, Sie wünschen keine Zweifel in mir zu erregen, wünschen nicht, mich zu veranlassen, an die Entscheidung des Herrn Neefz zu appelliren. Ich lasse mir meine Stellung nicht vorschreiben, ich wähle sie und bin mit der meinigen zufrieden. Und diese Stellung ist so sehr begrenzt, gnädige Frau, daß es mir durchaus nicht möglich sein würde, dem alten Herrn von der Art Ihrer Liebe und Sorge für ihn zu reden — das bleibt für allezeit nur zwischen Ihnen und mir."

Sie wandte sich von der Dame ab und erwartete die übrige Gesellschaft, und die stolze Frau, die diesmal zu plump und rasch an das Ehrgefühl und die Empfindlichkeit des jungen Mädchens gegriffen hatte, um sie aus der Nähe des Herrn Neefz zu verdrängen, sah ihr halb zornig, halb verlegen nach.

Indessen, dieser Stolz, den sie verwundet hatte, war ächt, darüber blieb Frau von Langenbühl kein Zweifel, und insofern hatte sie ihren Zweck erreicht. Dies junge Mädchen würde sich nie in

eine Gesellschaft drängen, die sie nicht als ebenbürtig anerkennen wollte, niemals den Bestrebungen der Verwandten entgegen treten, wenn dieselben bei den beabsichtigten häufigen Besuchen die Gunst des reichen Vetters zu gewinnen trachteten. Sie hatte Veronika weder kränken noch einschüchtern können, im Gegentheil, das junge Mädchen demüthigte sie tief und ließ sie voll Stolz stehen.

Was aber Frau von Langenbühl nicht gelungen war, brachte ihr Sohn, wenn auch gegen seine Absicht, fertig; er verletzte Veronika durch so plump ausgesprochene Huldigungen, daß die Geringschätzung für ihr Gefühl fast noch größer war, als sie in den Worten der Mutter, wenn auch in ganz anderer Weise, sich aussprach.

Zum ersten Male im Leben fühlte Veronika von der Außenwelt sich rauh berührt; Eva war von ihr gerissen und die heimathliche Stätte in Haus und Herzen ihres väterlichen Freundes sah sie bedroht. Es hätte freilich eines einzigen aufklärenden Wortes von ihrer Seite bedurft, um diese Menschen, die so ungerechtfertigte Feindseligkeiten ihr entgegen trugen, aus ihrem Wege zu chieben, allein dagegen sträubte sich Veronika's

Gefühl. Es war ihr, als ob sie mit dem Versuche schon zu der Erbschleicherin und Intriguantin werde, als welche Frau von Langenbühl sie brandmarken wollte. Niemand würde mehr an die Uneigennützigkeit ihrer Liebe geglaubt haben, selbst in das Herz des theuren Freundes hätten sich Zweifel schleichen können, und Veronika wollte Alles geduldig ertragen, nur dies nicht. Auf diese Weise ihren Stolz und ihr Ehrgefühl angegriffen zu sehn, das hätte eine unheilbare Wunde gegeben.

Und ferner sagte sie sich mit der Rechtschaffenheit, die ihr eigen war, daß jene Frau ohne Zweifel eine Berechtigung habe, hier Gunst und Vortheile zu suchen, sie war befugt dazu durch verwandtschaftliche Beziehung und durch die Pflichten gegen ihre Kinder. Veronika hätte es sich nie vergeben, wenn sie durch irgend welche Klagen den alten Herrn gegen seine neuen Verwandten eingenommen und damit deren Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft gefährdet hätte. Sie wollte ihre Anhänglichkeit an den alten Freund, deren sie immer voll sich bewußt gewesen war, nicht opfern, aber desto bereitwilliger Rechte, die sie niemals auch im Stillen nicht für sich beansprucht hatte.

Bei alledem fühlte sie, daß es unmöglich sei, bei Frau von Langenbühl's offen gezeigter Feindseligkeit und ihren herausfordernden Beleidigungen immer ruhigen Blutes zu bleiben. Veronika besaß einen großen Grad von Selbstbeherrschung, kam aber ihr lebhaftes Gefühl einmal zum Durchbruch, so gab es einen Sturm, der dann mehr schädigte, als sie gewollt und geglaubt.

Sie zog sich daher zurück, so oft die Familie auf dem Hüttenwerke erschien und ließ sich von Herrn Neefz, der sie ungern vermißte, wenn er Besuch hatte, geduldig auszanken und launisch schelten. Da indessen weder Frau von Langenbühl noch ihre Töchter jemals eine Frage nach Veronika thaten, ja, jedes Gespräch abbrachen, welches er über sie anknüpfte, so gewann er allmählig die Ueberzeugung, daß die Abneigung wohl eine gegenseitige sei und ließ, wie er das überhaupt liebte, Jeden seinen Weg gehen.

Aber Veronika fand ihn nicht immer in guter Laune, wenn seine Verwandten ihn verlassen hatten, er ließ sie immer seltener mit seinem Gespann holen, zuletzt gar nicht mehr, und die Familie kam, wenn sie ihrer Sehnsucht nicht mehr gebieten

konnte, in dem bescheidenen Wägelchen des Herrn Pastors. Man sah es Herrn Neefz an, daß die Ueberraschung längst keine angenehme mehr war, und es wurmte ihn manchmal, daß Veronika, die sonst an Allem Antheil nahm, was ihn anging, sich bei seinen Klagen über die ewigen Geldforderungen der Cousine, über ihre Anmaßung und Großthuerei, welche die Verkommenheit ihrer Lage nicht verbergen könne, so schweigend und wenig zustimmend verhielt.

Herr Neefz war nicht an Angriffe auf seine Casse gewöhnt, er war darin zäher Natur und ein arbeitsames, vom Glück gesegnetes Leben, eine seltene Regelmäßigkeit in seinem Haushalte gaben ihm eine strenge Beurtheilung entgegengesetzter Zustände. Je tiefern Einblick er in die Verhältnisse seiner Verwandten that, je mehr ekelten sie ihn an, je öfter er mit seiner Cousine zusammenkam, je fester überzeugte er sich, daß sie nichts von der Hohlheit und Selbstsucht ihrer Jugend eingebüßt habe.

So wurde das Verhältniß zwischen den Verwandten ohne Veronika's Zuthun ein sehr kühles und zuletzt war es eigentlich nur noch der Lieutenant

von Langenbühl, welcher, wenn er auf Urlaub bei der Mutter war, zu Pferde nach der Stephanshütte kam.

Herr Neefz bemerkte sehr wohl, daß Veronika der Gegenstand von Alfreds bewundernder Aufmerksamkeit war, und derberer Natur als das junge Mädchen, empfand er nicht das Verletzende, das in der Courmacherei des Neffen lag. Er sah nur, daß derselbe die leuchtenden Vorzüge des jungen Mädchens gebührend anerkannte und ihnen offen huldigte, und das schmeichelte seiner väterlichen Liebe und hob den jungen Mann in seinen Augen über Mutter und Schwestern weit hinaus.

Der alte Herr war freilich trotzdem nicht zu bewegen, größere Summen oder gar ein Capital herzugeben, um die Schuldenlast zu erleichtern, die das Dach des Langenbühl zu erdrücken drohte; aber er behandelte Alfred nicht geradezu unfreundlich, wie in letzter Zeit dessen Mutter und erweckte damit ohne Wissen und Willen die sanguinische Hoffnung, daß einst eine überreiche Erbschaft nicht allein alte, sondern auch unvermeidlich neu zu machende Schulden tilgen werde.

Veronika dagegen suchte ihm auszuweichen, wo

sie es konnte und wies seine Aufmerksamkeiten mit einem Stolze zurück, der ihn manchmal ganz fassungslos machte. Er fürchtete nicht wie seine Mutter die Erbschleicherin in ihr, er hielt die eignen Ansprüche für zu gesichert, er sah in ihr nur das hübsche Kind des Verwalters, das es sich zur Ehre anrechnen mußte, von dem Herrn Baron beachtet zu werden. Er war gewillt und gesonnen, ihr die erste Stelle unter den Schönen von Nußdorf einzuräumen, aber darüber hinaus, das ging nun einmal nicht, meinte Baron Alfred, wenn er sich das „noblesse oblige“ auf seine Weise interpretirte.

Je erfolgreicher nun das Mädchen ihn zu vermeiden wußte, wenn er auf der Hütte seine Besuche abstattete, je weniger war das der Fall bei den Bekannten in Nußdorf, wo das Glück, ihr zu begegnen, ihn während seiner häufigen und langen Urlaubszeit wahrhaft begünstigte. Es war keine Festlichkeit, kein Ball, kein Kränzchen, wo nicht Herr von Langenbühl als Stern erster Größe glänzte, und Veronika, wollte sie nicht auf alle Freuden und Zerstreuungen ihres Alters verzichten, mußte sich das geduldig gefallen lassen.

Da starb plötzlich Frau von Langenbühl; mit ihrem Tod fiel die kleine Wittwenpension fort, von welcher die Familie bisher gelebt hatte und die beiden jungen Töchter waren ohne Schutz und Mittel allen Bedrängnissen preisgegeben.

Ob Herr Neefz jetzt die wohlwollende Absicht hatte, thätig und energisch einzugreifen, blieb unaufgeklärt; als er auf die Todesbotschaft nach dem Langenbühl fuhr, fand er dort zu seinem höchsten Erstaunen Richard Roßdall, den todtgeblaubten Sohn erster Ehe. Derselbe hatte die Familienangelegenheiten bereits in so fester und bestimmter Weise in die Hand genommen, daß dem Hüttenbesitzer nichts zu thun übrig blieb, als einfach sich unter die kleine Zahl der Leidtragenden zu stellen, welche am Begräbnißtage im Trauerhause sich eingefunden hatten.

Richard Roßdall machte einen entschieden günstigen Eindruck auf den alten Herrn; es war keiner unter der Reihe junger Männer, die er im Stillen Revue passiren ließ, der ihm gleich kam. So viel Ernst und Männlichkeit, dabei ein gewisser Stolz, der nicht verletzte und vor Allem die Art und Weise, wie er sich als Haupt der

Familie, als Schützer und Berather hinstellte, nahmen Herrn Neefz unbedingt für ihn ein. Er versuchte, dem jungen Manne sich in freundschaftlich väterlicher Weise zu nähern, wozu er sich um so mehr berechtigt hielt, da er ihm noch näher stand, als die übrigen Kinder der Frau von Langenbühl. Denn Richards Vater war dem Hüttenbesitzer in gleichem Grade verwandt gewesen, wie die Verstorbene, und wenn Herr Neefz auch Jenen im spätern Leben aus den Augen verloren hatte, so war die Ursache davon wohl mehr noch in der menschenfeindlichen Stimmung des alten Herrn Roßdall, mit welcher er der Welt sich entfremdet hatte, zu suchen, als in der Theilnahmlosigkeit des Hüttenbesitzers.

Leider schien Richard ziemlich unempfänglich für die Freundlichkeit des alten Herrn; war er zu ergriffen von dem plötzlichen Scheiden der Frau, die ihm im Leben doch so fern gestanden, nahmen die Geschwister, die er, wie Herr Neefz zu seinem grenzenlosen Erstaunen hörte, zum ersten Male am Todtenbett der Mutter von Angesicht zu Angesicht gesehn, ihn zu sehr in Anspruch oder war es eine gerechte Empfindlichkeit, daß man ihn so

gänzlich vergessen hatte, bis zu dem Augenblicke, wo man ihn brauchte — genug, er verhielt sich kühl und ablehnend gegen jede Annäherung, sowohl gegen die der neugefundenen Geschwister, als gegen den Vetter seiner Eltern. Er betrachtete Alle zusammengehörig, nahm Fragen, Rathschläge und Freundlichkeiten mit gleicher Besonnenheit auf und zeigte das Wesen eines Mannes, welcher weiß, daß er auf seiner Hut sein muß und sich vorgesehn hat.

Herr Neefz fand das kühle, ablehnende Verhalten seines Neffen allerdings erklärlich, aber es konnte seiner eignen offenen und herzlichen Art doch zu wenig behagen, und so gab er es auf, das Vertrauen desselben zu gewinnen, bis Zeit und Erfahrung ihn gelehrt haben würden, daß die Bewohner der Stephanshütte und des Langenbühl gar sehr verschieden an Charakter und Lebensprincipien waren.

Das lebhafte Interesse für Richard blieb ihm; er fand etwas Aehnliches in dessen Schicksal mit dem eignen Leben. Der junge Mann war einsam und ungeliebt gewesen, wie er selbst so lange, lange Zeit; denn Richard war die Mutter lebendig to

gewesen. Wie lange mußte ihr Herz für ihn erkaltet gewesen sein, da nicht einmal sein Name mehr den Weg über ihre Lippen fand.

Um so mehr bewunderte Herr Neefz den Edelmuth dieses so lange vernachlässigten Sohnes, mit welchem er die Geschwister dem fast unvermeidlichen Ruin entriß; es that dem alten Manne ordentlich leid, jetzt nicht mit zugreifen zu dürfen und er wurde nicht müde, Veronika von dem jungen Manne zu erzählen. Herr Neefz fuhr während dreier Wochen öfter nach dem Langenbühl, als sonst in drei Jahren, er hoffte immer, Richard solle seinen Besuch erwiedern. Aber vergebens; derselbe nahm die Ehre dieser Theilnahme nie und nirgend für sich selbst in Anspruch, überließ sie im Gegentheil, als etwas ganz Natürliches, den Geschwistern, die Herr Neefz ja seit Jahren gekannt hatten und reiste nach beendeten Geschäften ruhig heim, ohne sich von dem Onkel zu verabschieden.

Der alte Mann sollte keine zweite Begegnung mit dem einzigen Verwandten, der ihm wirklich lieb geworden war, erleben. Als der Frühling in's Land zog, trugen sie droben auf der Hütte

den Herrn zur Ruhe und Veronika weinte auf seinem Grabe.

Wie heiß weinte sie! Frau Astenberg war ganz erschrocken über diesen leidenschaftlichen Gefühlsausbruch; rathlos, weil sie bei Veronika an Selbstbeherrschung gewohnt war und in den wenigen Fällen, wo ihre Gefühle ja einmal den wohlgeschützten Damm überfluthet hatten, gerade der heiß beweinte väterliche Freund es war, der dieselben zurückleitete in ihre Bahnen.

Die Mutter schrieb an Eva, sie möge eilends kommen zu Veronika's Trost, und die kleine Frau, welche der Schwester ihre ganze lebhafte Zuneigung bewahrt hatte, war sogleich bereit, die Reise nach Deutschland anzutreten. Indessen vergingen doch einige Wochen, ehe sie ihre Absicht ausführen konnte, und die eigenthümliche Stille, die sich über ein Haus breitet, durch welches der Tod hindurchgeschritten, fing bereits an, dem erwachenden Leben nothwendiger Geschäfte und deren Erledigung zu weichen, als die junge Frau ankam.

Herr Neefz hatte ein Testament hinterlassen, den Bürgermeister von Nußdorf zum Executor ernannt, und in einer Anlage die Kinder der Frau

von Langenbühl, eventuell deren Vormund und Veronika Astenberg als Betheiligte aufgefordert, der Eröffnung des Testaments auf der Stephanshütte in Person beizuwohnen.

Es war in dieser Angelegenheit, daß die beiden Brüder ihren Weg nach dem Hüttenwerk nahmen; der junge Baron mit der frohen Laune eines Mannes, der sich auf die Eröffnung höchst angenehmer Dinge gefaßt gemacht hat, Richard ohne eine Spur von Spannung oder Erregtheit, mit vollkommenstem Gleichmuth.

Welches das Ereigniß auch sein mochte, für ihn hatte es in der That viel weniger Wichtigkeit, als für seine Geschwister; seine Vermögensverhältnisse waren glänzend zu nennen, und ein größeres Capital ruhte in seiner Lust und seinem Willen, zu arbeiten. Er vertrat bei dieser Sache in aller Aufrichtigkeit weit mehr das Interesse seiner beiden minderjährigeu Schwestern, zu deren Vormund ihn die Bitte der sterbenden Mutter berufen hatte, als das eigne; und ihren Vortheil zu wahren, jedem Zweifel und Einwand, jeder etwaigen Berechtigung sogleich in Person entgegen zu treten, hatte er die ziemlich weite Reise, die er seiner

selbst willen schwerlich unternommen haben würde, bereitwillig angetreten.

Der Bürgermeister, der Amtmann mit seinem Gerichtsdiener waren bereits in dem großen Besuchzimmer versammelt, als die Brüder eintraten und nachdem der Baron Richard vorgestellt hatte, verließ der Bürgermeister das Zimmer, um Veronika's Gegenwart zu erbitten.

Während der junge Officier angenehm erregt auf und ab schritt und, so oft er vorüber kam, einen selbstzufriedenen Blick in den hohen Wandspiegel warf, musterte Richard die Gartenanlagen, die mit Geschmack und wohlgepflegt sich hinter dem Hause ausbreiteten.

Ein Körbchen mit einer weiblichen Handarbeit, daneben ein Buch lag auf dem Tische, der draußen in der Veranda stand. Man war also schon früh beschäftigt gewesen, hatte, trotz der bevorstehenden Eröffnung, Ruhe und Muße gefunden.

War das Fräulein Veronika gewesen, die stolze, spröde Schöne, von der Alfred mit dem Unmuth der Zurücksetzung gesprochen, oder die lebhafte Fremde, die gestern Abend als Gast auf der Hütte eingetroffen war? Gegen Beide fühlte

Richard ein leises Vorurtheil, er dachte an eine Dritte, deren angenehme Stimme und ruhiges Wesen ihn so wohlthuend berührt hatte. Wer war sie gewesen? Wohin gehörte sie?

Während er diesen Gedanken nachhing, hörte er das Geräusch einer aufgehenden Thür; rasch wandte er sich um und ein Ausdruck unangenehmer Ueberraschung malte sich auf seinem Gesicht, als er in der jugendlichen Gestalt, die in Begleitung einer alten Dame auf der Schwelle erschien, seine Reisegefährtin vom vorigen Tage erkannte.

Schön war sie, daran war kein Zweifel, unendlich schöner, als gestern, nun der Ernst der Stunde ihre Lebhaftigkeit dämpfte und der herausfordernde Blick der braunen Augen gemildert wurde durch einen Schleier von Thränen. Vielleicht wäre Richard empfänglich gewesen für die Ruhe und Lieblichkeit, die über ihre Erscheinung ausgegossen war, hätte er nach dem empfangenen Eindruck des vorhergehenden Tages dies Wesen nicht für gemacht halten müssen. „Eva“ hatte die Dame, welche sie empfing, sie genannt, anstatt Veronika, es war sicher ein Beiname und

ihm dünkte, ein bezeichnender für ihr gestriges Wesen.

Als die Anwesenden Platz genommen hatten, erhob sich der Amtmann und erbrach das Testament, in welchem eine zweite versiegelte Schrift lag. Der Umschlag enthielt die kurze Bestimmung, daß das Testament eröffnet werden solle, sobald Fräulein Veronika erklärt haben würde, welchen der beiden anwesenden Miterben, den Banquier Roßdall oder den Baron von Langenbühl, sie sich zum Gatten auserwähle.

Eine minutenlange Pause sprachloser Ueberraschung folgte dieser unerwarteten und von Seiten des Erblassers vielleicht wenig überlegten Bestimmung. Richard faßte sich zuerst; er streifte das junge Mädchen mit einem flüchtigen Blick. „Ich concurrire nicht“, sagte er kurz und deutlich.

War die erste Erklärung überraschend, diese zweite, so schnell abgegebene, wirkte wie ein Gewitterschlag, und in der That fuhr das junge Mädchen wie vom Blitze berührt zusammen. Ihre Bewegung gab sich kund in der glühenden Röthe, die plötzlich Stirn und Wangen bedeckte, in dem

Beben ihrer Stimme, als sie sagte: „und ich verzichte auf Beide.“

So rasch diese Erklärungen einander gefolgt waren, so schwer schien es nun, irgend eine vermittelnde Anknüpfung zu finden, es folgte eine lange Stille.

Endlich fand der junge Officier Worte, um seiner beleidigten Eitelkeit Ausdruck zu geben. „Dürfte ich, nachdem man mich gar nicht gefragt, meinerseits den Executor fragen, was nun wird?“ sagte er.

Der Amtmann nahm das Papier wieder auf, welches ihm thatsächlich vor Schrecken über diese wie Bomben zerplatzenden Erklärungen aus der Hand gefallen war.

„Die Einsprache kam so rasch“, erwiederte er, „ich war ja noch gar nicht zu Ende. Der verstorbene Herr scheint eine mögliche Unentschlossenheit vorausgesehen zu haben und hat für diesen Fall verfügt, daß sein Gesammtvermögen, der Betrieb der Eisenhütte und der Haushalt in bisheriger Weise und unter Beibehaltung des Personals ein Jahr lang verwaltet werde. Zur Verwaltung des Vermögens zum Besten der Erben ernennt der selige

Herr Neefz den Herrn Banquier Richard Roßdall, mit gleichem Vertrauen in seine Befähigung, wie in seine Bereitwilligkeit. Nach Ablauf eines Jahres müßte die vorerwähnte delicate Frage allerdings zur Erledigung kommen und dann das Weitere eröffnet werden.

Er hatte den Inhalt kurz angedeutet, um nur erst die Aufmerksamkeit zu gewinnen und die betheiligten Parteien, wenigstens den Officier und das junge Mädchen zu veranlassen, den etwas weitläufigen Wortlaut der Bestimmung mit Ruhe anzuhören.

Allein das war schwer, Veronika schien alle ihre Fassung verloren zu haben, es leuchtete fast feindselig in ihren Augen, als sie, mit einem raschen Blicke den Mann streifend, der so stolz gesprochen hatte, ausrief: „Aber ich gebe meine Erklärung schon heute ab.“

„Wir sind nicht befugt, sie heute anzunehmen“, erwiederte der Amtmann, bedächtig seine Brille zusammenklappend. „Herr Richard Roßdall, ich habe nur noch zu fragen, ob Sie gewillt sind, die Ihnen zugedachte Verwaltung anzunehmen?“

Richard zögerte nur einen Augenblick; denn wenn er geneigt war, darauf zu verzichten, weil diese Verwaltung einen Aufwand von Zeit und Mühe erforderte, der in keinem Verhältniß zu dem Interesse stand, welches er an dieser Angelegenheit nahm, so stand doch schnell und klar der Umfang der Pflichten vor seinem Auge, die er als Vormund seiner beiden minderjährigen Schwestern übernommen hatte. Es war doch möglich, daß er mit der Oberaufsicht und Verwaltung des Vermögens auch Vortheile aus der Hand gab, welche wohl er, der reiche Geschäftsmann, nicht aber die jungen Mädchen, welche mehr oder weniger auf seine brüderliche Großmuth angewiesen waren, entbehren konnten. Er sagte also zu und damit war die Sitzung aufgehoben.

Veronika schien keinen Augenblick länger im Zimmer verweilen zu wollen, als nothwendig war. Noch immer lag tiefe Erregtheit auf den schönen jugendlichen Zügen, die feinen Lippen zuckten noch dann und wann, wie vor Schmerz oder Zorn, aber sie hielt Richards forschenden Blick mit einer Festigkeit aus, die ihm ein leises Wohlgefallen abnöthigte, trotzdem, daß er vor wenigen Minuten noch im

Stillen sie eine Intriguantin genannt hatte. Eine Intriguantin feiner Art, die von seinem sonst leichtfertigen Bruder doch richtig beurtheilt schien, denn offenbar wußte sie um den Inhalt des Testaments. Man wollte zu dem Vermögen, was zweifelsohne zum größten Theile ihr hinterlassen wurde, den Besitz eines Mannes und zwar von guter Familie fügen, wie ihr hochfahrender Sinn ihn sich wünschte. Der Verstorbene hatte bei dem Köder, der den jungen Männern in der muthmaßlich reichen Erbschaft hingeworfen wurde, gar nicht daran gedacht, daß es möglich sei, denselben zu verschmähen; Veronika sollte ihre Hand wie ein Gnadengeschenk dahingeben, Spannung und Hoffnung sollte den Werth ihres Besitzes erhöhen.

Das wäre gut berechnet gewesen für Baron Alfred, aber Richard schien die Falle doch zu plump; er hatte zartere Schlingen vermieden und war empört von dem Raffinement, welches das mädchenhafte Gefühl in diesem schönen Geschöpfe so ganz hatte vernichten können. Ein Rest davon lag vielleicht in dem tiefen Erglühen, was ihr Gesicht überflog, als der Amtmann die merkwürdige Bestimmung vorlas, und jetzt, wie sie so

ruhig, fast hoheitsvoll dastand, schien ihr das Bewußtsein jungfräulicher Würde zurückgekommen.

Sobald Richard seine Einwilligung zur Uebernahme der Geschäfte gegeben hatte, und der Amtmann, das Document zusammenfaltend, aufstand, erhob auch sie sich.

„Ist meine Anwesenheit hier noch erforderlich?“ fragte sie den Beamten mit jenem weichen, ruhigen Klange der Stimme, die Richard wieder an den vorigen Abend erinnerte.

„Nur wünschenswerth“, erwiederte der Amtmann, der ihr gesellschaftlich ziemlich nahe stand, verbindlich.

„Ich stehe zu jeder anderen Zeit zu Ihren Diensten“, entgegnete sie freundlich, machte den Anwesenden eine gemessene Verbeugung und verließ das Zimmer.

Die Mutter blieb unschlüssig und verlegen zurück; die eingetretene Spannung berührte sie peinlich und doch wußte sie sich, da heute ihr die Pflichten der Gastlichkeit oblagen, nicht recht aus der Affaire zu ziehen.

Es war Richard selbst, der ihr zu Hülfe kam. „Ich hoffe“, sagte er, „mit Uebernahme der Ge-

schäfte einem Wunsche des verstorbenen Herrn Neefz zu genügen. Welches auch sonst die Interessen und Ansprüche der verschiedenen Parteien sein mögen, ich denke, in dem einen Bestreben begegnen wir uns Alle: die Wünsche des Verstorbenen, soweit sie nicht zarte oder heilige Gefühle verletzen, möglichst zu erfüllen. Das kann aber nicht von einem Einzelnen ausgehen, wir müssen dazu einander die Hand bieten. Ich schlage deshalb vor, daß Sie ganz wie in bisheriger Weise Ihren Aufenthalt hier im Hause behalten, bis das Jahr verflossen ist, welches uns allseitig von den eingegangenen Verpflichtungen entbindet. Meine Geschäfte erlauben mir nicht, für ein ganzes Jahr hier meinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen; ich kann höchstens zur Ueberwachung einige Male herüber kommen. Das ist aber auch ausreichend, besonders, wenn wie bisher Jemand die inneren Angelegenheiten des Haushalts wahrnimmt. Natürlich könnte der Verstorbene sie in Niemandes Hände lieber legen, als in die Ihrigen. Ich erlaube mir, Sie ausdrücklich darauf hinzuweisen; wenn irgend dankbare Erinnerungen Sie an ihn fesseln, so ist hier die Gelegenheit, denselben Ausdruck zu geben."

So gern hätte Frau Astenberg, namentlich nach dem eben stattgehabten Auftritte sich erst mit ihren Töchtern beredet, ehe sie eine entscheidende Antwort ertheilt hätte. Allein die Art und Weise, wie Herr Roßdall an ihre Dankbarkeit appellirte, gestattete ihr keine Zögerung und sie ging deshalb, wenn auch etwas beklommenen Herzens, auf den Vorschlag ein.

Sie bat die Anwesenden, da Herr Roßdall doch gewiß das Etablissement in Augenschein nehmen wolle, ein Mittagessen auf der Hütte einzunehmen und verließ, als sie die Zusage erhalten hatte, das Zimmer.

Kaum war die Thür hinter ihr zugefallen, als Alfred in sein heiterstes Gelächter ausbrach. „Ist dies nicht eine Komödie“, rief er, „hättest Du Dir so viel Spaß neben dem angenehmen Ernst der Erbschaft versprochen? Das heißt, zur Hälfte hast Du ihn verdorben“, fügte er etwas ernster hinzu, als gewinne er plötzlich eine andere Vorstellung von der Sache. „Ich verwahre mich im Voraus gegen jeden Nachtheil, der mir daraus erwächst.“

Richards Stirn, vorher ernst, wurde finster. „Für mich sehe ich weder Spaß, noch Nachtheile;

für Dich mag Spaß in einem so undelicaten Heirathsgesuche liegen, für mich ist es bitterer Ernst, daß man mich so niedrig taxirt."

„Veronika ist ein Engel", wagte der Bürgermeister ihn zu unterbrechen und zwar mit dem warmen Tone der Ueberzeugung.

„Möge er den Nußdorfern treu bleiben", entgegnete Richard leichthin und fuhr zu seinem Bruder gewendet fort: „Wie möglicherweise für Dich ein Nachtheil aus meinem Verhalten hervorgehen kann, ist mir übrigens unklar."

„Du hast Fräulein Veronika durch die voreilige Kundgebung Deines Entschlusses keinenfalls eine Schmeichelei gesagt", erwiederte Alfred. „Hast Du sie so erzürnt und beleidigt, daß sie ihre Empfindlichkeit auch auf mich überträgt und mir, falls dieselbe wirklich ein Jahr lang vorhält, mit ihrer Hand so und so viel Einkünfte verloren gehen sollten, so müßte ich das als einen ernstlichen Nachtheil betrachten."

Der ältere Bruder mochte an die Beschreibung denken, die Alfred ihm von Veronika's Persönlichkeit entworfen hatte, er maß ihn mit einem kühlen Blick. „Jedenfalls hast Du gut rechnen gelernt,

eine Kunst, die Du früher, soviel ich weiß, nicht hoch schätztest. Aber lassen wir das jetzt, es bleibt für Alle ein ganzes Jahr, um das Für und Wider zu erwägen. Ein Jahr ist lang und bringt viele Chancen, wozu uns jetzt mit Vermuthungen abmühen? Es ist augenblicklich, um die Herren aus Nußdorf nicht zu lange aufzuhalten, viel nothwendiger, den Status des Vermögens aufzunehmen, was ich verwalten soll, und deshalb möchte ich den Herrn Bürgermeister als Executor bitten, dieses Geschäft mit mir zu erledigen.

So sehr zu anderer Zeit Alfred auch Veronika's Gesellschaft aufsuchte, das erwähnte Geschäft schien in diesem Augenblicke doch mehr Reiz für ihn zu haben, als ihre schönen Augen. Er gab sich der Einsicht in Obligationen und Schuldverschreibungen, in Taxate der Hüttenanlagen und des Grundbesitzes mit einem Eifer hin, den er bisher noch keiner Sache gewidmet hatte. Die Größe des Vermögens übertraf weit seine Erwartung; glänzende Vorstellungen, Bilder voll Pracht und Ueppigkeit erfüllten sein Gehirn. Aber daneben quälte ihn die Angst, daß am Ende die Erfüllung dieser goldenen Träume auf Veronika's

Lippen schwebe, daß ein einziges kurzes Wort ihn zurückstoßen könne in Beschränkung und Sorgen. Es war zum Wahnsinnigwerden, daß Richards unleidlicher Hochmuth die Entscheidung verzögert hatte, es hätte ja keinem Zweifel unterlegen, daß Veronika dem jungen Baron ihre Hand gereicht und mit holdseligem Lächeln gesagt hätte: „der ist es.“

Und doch — konnte der alte Neefz, der ein unberechenbarer Kauz war und Veronika so über alle Maßen hoch stellte, zu hoch eigentlich — konnte er nicht andernfalls den verrückten Einfall gehabt haben, er müsse den Verschmähten doppelt und dreifach entschädigen für den Verlust einer solchen Frau?

Alfred muthete seinem Kopfe mehr zu, als derselbe zu leisten gewohnt war, nur das wurde ihm klar, daß er keinenfalls es mit Veronika verderben dürfe, mochte sie nun ihr Jawort ertheilen, wem sie wolle. Er erwartete mit Ungeduld, sie wieder zu sehen, jetzt, nachdem er die Größe der Erbschaft kannte; er wollte von dieser Stunde an einen anderen Ton gegen sie anschlagen und hatte eine Anrede wohl einstudirt, als endlich gemeldet wurde, daß servirt sei.

Allein die künftige Frau Baronin war nicht anwesend; Frau Astenberg, welche die Herren im Speisezimmer erwartete, war zwar nicht allein, die Brüder meinten auf den ersten Blick sogar, es müsse Veronika sein, welche neben der alten Dame stand, aber schon in dem Augenblicke, wo diese sagte: „Meine Tochter, Madame Duferrier aus Lyon“, sah wenigstens Richard an dem hellen Aufblitzen ihrer hübschen Augen, daß er jetzt erst seine Reisegefährtin vor sich habe.

Ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl, von dem er in diesem Augenblick sich keine Rechenschaft geben konnte, durchfuhr ihn; Veronika war eine Andere — es war ihm, als ob ein Schleier von der milden, ruhigen Erscheinung sänke, die er vor wenig Stunden gesehen und für erkünstelt gehalten hatte. Aber nur Alfred lieh seiner Ueberraschung Worte; hatte er, vertrauter mit den Familienbeziehungen der Astenbergs, auch von dem Dasein einer Zwillingsschwester gewußt, so hatte er doch an solche Aehnlichkeit nicht geglaubt.

Für Richard war es das Nächste, die Bekanntschaft des vorhergehenden Tages zu erneuen, und da er ein Gefühl hatte, als habe er auch

Eva ein Unrecht abzubitten, daß er sie fähig gehalten, sich so ganz anders zu zeigen, als es doch ihre Natur war, so näherte er sich ihr in so liebenswürdiger und zuvorkommender Weise, daß sie schnell ihre gestrige Befangenheit verlor. Allein, wenn sie auch anerkannte, daß er angenehm sein konnte, so wandte sie ihr Wohlgefallen doch bald sichtlich dem hübschen Husarenofficier zu und bestärkte ihn in der eitlen Meinung, daß dies auch der Ausdruck von Veronika's Gefühlen sei.

Vergebens wandte er unruhig den Kopf bei jedem Geräusch der Thür zu, das junge Mädchen erschien nicht, und als er endlich ungeduldig und mit bedeutungsvoller Wärme sich nach dem Grunde erkundigte, erwiederte Frau Eva ganz unbefangen:

„Ach, Veronika hat ihren eigenen Kopf und der gute Herr Neefz hat ihr immer geholfen, diesen Kopf durchzusetzen. Sie sollen nicht denken, daß sie launisch ist, oder eigensinnig wie ein dummes Kind; Gott bewahre, meine kleine Schwester ist klüger, als wir Beide zusammen. Allein Herr Neefz ließ ihr volle Freiheit, zu erscheinen oder fortzubleiben, wenn Gäste da waren und so hat

sie sich gewöhnt, nur die Gesellschaft zu suchen, die ihr persönlich lieb und interessant ist.

Madame Duferrier zerlegte dabei ihren Fisch mit einem so liebenswürdigen Gleichmuth, als habe sie dem jungen Baron eine besondere Artigkeit gesagt. „Haben Sie meine Schwester öfter gesehen?“ fragte sie weiter.

„Sprach sie Ihnen nie davon?“ entgegnete er sichtlich piquirt. „Das beklage ich, gnädigste Frau, denn meine Seele ist erfüllt von ihr.“

Eva lachte. „Will das nun viel oder wenig sagen? Uebrigens, was sollte Veronika von der Bekanntschaft mit Ihnen sagen — ich bin gestern erst angekommen, und schreiben thut man doch Wichtigeres. Augenblicklich hat sie für nichts Sinn, als für unsern Verlust und ich selbst“, fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „ich bin so ergriffen davon, — ich würde mich dem Gefühl viel mehr überlassen, wäre ich eben nicht hier, um Veronika zu trösten.“

Sie lächelte in diesem Vorsatze im nächsten Moment auch ganz heiter, fragte die beiden Herren aus Nußdorf nach dieser und jener Jugend-

bekannten und ließ in keiner Miene oder Aeußerung errathen, daß Veronika, „ihr anderes Ich", wie sie sie nannte, erzürnt oder gekränkt sei.

Alfred schien das junge Mädchen über Eva's anmuthigen Plaudereien bald gänzlich vergessen zu haben, aber Richards Gedanken kehrten wieder und wieder zu ihr zurück. Freilich aus rein psychologischem Interesse, er hätte nimmer ihrer gewinnenden Schönheit einen Antheil daran zugestanden. Er hätte nur wissen mögen, mit wem er es zu thun hatte, klar sehen mögen durch ihre schönen Augensterne bis auf den Grund ihrer Seele, um zu erkennen, ob er sie richtig beurtheilt habe. Er gestand sich im Ganzen eine ziemliche Menschenkenntniß zu und erinnerte sich, nun er wußte, daß es die beiden Schwestern gewesen waren, die gestern auf der dunklen Chaussee zusammentrafen, wie angenehm ihn Veronika's ruhiges, bündiges Wesen berührt hatte. Er läugnete eben so wenig den wohlthuenden Eindruck hinweg, den ihre Erscheinung übte, als sie am Morgen das Zimmer betrat; der beleidigte jungfräuliche Stolz, als sie sich ausgeboten und verworfen sah, schien echt, und Richard hätte ohne seines Bruders Erzählungen, nach welchen

man sie dieser wunderbaren Testamentsbedingung nicht ganz fremd halten konnte, sie wahrscheinlich ganz anders beurtheilt.

Der Kaffee wurde nach aufgehobener Tafel draußen auf der Veranda genommen; es war wieder Eva, welche die Honneurs des Hauses machte. Noch stand das Arbeitskörbchen da, welches Richard am Morgen in die Augen gefallen war und ihm als ein Zeichen von Seelenruhe gegolten hatte, falls es Veronika gehörte. Gewißheit wollte er haben, um sich, wenn auch nur durch kleine Züge das Bild von Veronika's Charakter zu vervollständigen, welches noch schattenhaft und ungewiß war, und das Körbchen bei Seite schiebend, fragte er Eva:

„Sie sind schon früh fleißig gewesen, Madame Düferrier?“

„Fleißig? O nein,“ entgegnete sie, „ich muß noch lange ruhen von der langen, langen Reise. Was Sie von Thätigkeit und Ordnungssinn hier sehen, gehört meist Veronika an. Gott weiß es, wie sie immer zu Allem die Zeit findet. Ich habe genau dasselbe Interesse, in vielen Fällen sogar ein weit feurigeres Streben, größere Eile,

Manches ins Werk zu setzen, aber ich komme mit meiner Zeit nicht aus."

„Ein Zeichen, wie sehr dieselbe in Anspruch genommen ist", bemerkte Alfred.

„Von unnützen Dingen — ja", entgegnete sie achselzuckend. „Ich weiß es, aber ich gräme mich nicht deshalb; Niemand kann gegen seine Natur."

„Ist denn diese — verzeihen Sie mir — diese Gleichgültigkeit auch gegen erkannte und eingestandene Fehler Ihre Natur?" fragte Richard sie verwundert ansehend.

„Gewiß", lachte sie, „das ist die Erbsünde, die ich mit dem unglückseligen Apfel hinuntergeschluckt habe. Niemand kann dagegen."

Richard schwieg dazu; er dachte im Stillen, wie viel besser sie dazu gemacht sei, von Alfred verstanden und bewundert zu sein, als ihre Schwester; er bedauerte es fast, daß nicht sie die Erbin war. Es war seltsam, daß er immer wieder an Veronika dachte; seine Abneigung gegen sie hatte seit dem Morgen ein paar Mal einen Stoß erlitten. Es war so viel Widersprechendes in diesem Mädchen, daß wider seinen Willen eine Art Interesse in ihm erwachte, nicht so lebhaft, um in irgend

einer Weise sich zu äußern, aber stark genug, um an sie zu denken.

Nach eingenommenem Kaffee fuhren die Herren nach Nußdorf zurück; Alfred nicht ohne wortreichen Abschied von Eva und Grüße für Veronika, die nicht wieder sichtbar wurde.

„Wie gefällt Dir das Schwesternpaar?“ fragte der Baron seinen Bruder, der ihm Abends im goldenen Löwen zu Nußdorf bei einer Flasche Wein ziemlich schweigsam gegenüber saß.

„Frau Duferrier ist hübsch, aber ihr sogenanntes anmuthiges Geplauder ermüdet mich auf die Länge“, erwiederte er. „Ich liebe derartige Schönheiten nicht, habe weder Geduld noch Verständniß für ihre Kokettcrieen und bin im Ganzen froh, wenn sie mich ungeschoren lassen.“

„Ein Botocude würde civilisirter sprechen“, rief Alfred; „sie ist ein himmlisches Weib! Und die Andere — Du hast sie nun gesehen, in ihrem eigensten Wesen. Jetzt, wo sie der Erbschaft und eines angesehenen Mannes sicher ist, hütet sie nicht einmal mehr den Schein der Bescheidenheit. Was sagst Du zu Veronika?“

Richard schwieg eine lange Weile. „Ich weiß

es nicht", erwiederte er, „ich urtheile nicht so schnell. Sie schwimmt nicht, wie ihre Schwester, in dem breiten Strome der Mittelmäßigkeit, so viel ist gewiß. Sie ist entweder eine Intriguantin oder —"

„Nun oder?"

„Eine Frau, die eines braven Mannes werth ist."

III.

Nicht immer war das hohe Haus mit den vergitterten Fenstern so düster und still gewesen, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo die niedergelassenen Vorhänge emporgezogen waren und duftende Blumen hinter den Scheiben blühten, wo Abends strahlendes Kerzenlicht die Pracht der Zimmer verdoppelte und rauschende Musik Lust und Leben in die Räume brachte, in denen es jetzt so todesstill war.

Sie waren längst schlafen gegangen, die hier gejubelt und gelacht, gefehlt und gelitten hatten; ihr Glück war begraben vor ihnen, ihre Schuld nun wohl vergeben und ihr Leid vergessen.

Das Haus, in dem unsre Erzählung begann, war ein Roßdall'sches Haus seit seiner Entstehung; lange, lange Jahre war es Zeuge von dem Wohlstand und dem Familienglück der Besitzer, das

sich beinahe wie ein materielles Gut vom Vater auf den Sohn verpflanzen zu lassen schien.

Richards Vater war das einzige Kind seiner Eltern gewesen, bei ihm zum ersten Male in der langen Reihe der Roßdall's schien das Glück eine wankelmüthige Laune zu haben. Schon, daß er keine Geschwister besaß, machte seine Kindheit einsam und das um so mehr, weil Hermann Roßdall das heiße Verlangen darnach hatte. Weder die Liebe der Mutter noch der Reichthum des Vaters konnten ihm die vermißten Gespielen ersetzen, die Freunde, die man für ihn wählte, waren seine Gefährten nur auf Stunden, sie hatten ein anderes Daheim, andere Eltern und Geschwister.

Man dachte daran, ihm einen Pflegebruder zu geben und Herr Roßdall sah sich deswegen in der Familie um.

Er hatte zwei verheirathete Schwestern, beide in nur mäßigen Glücksumständen, und an die Aelteste, die verwittwet war, wandte er sich in dem Gedanken, ihr eine Wohlthat zu erweisen, zuerst.

Allein die Wittwe, obgleich ihr Heirathsgut durch mancherlei Mißgeschicke sehr zusammengeschmolzen war, wies ihres Bruders Vorschlag

entschieden zurück, mit jener Kraft der Mutterliebe, die bereit und gewiß Alles für das Kind ihres Herzens thun zu können, zu arbeiten, zu leiden, zu entbehren, das Leben zu lassen für das Kind, Alles zu geben, nur nicht es selbst.

Herr Roßdall wandte sich erzürnt ab von so viel Hartnäckigkeit. Die Weigerung der Frau Neefz führte zu einem vollständigen Bruch zwischen den Geschwistern, der um so ernster wurde, je mehr Herr Roßdall sich in dem Gedanken ereiferte, daß gerade der kleine Jacob Neefz der richtige Kamerad und Spielgefährte für seinen Sohn gewesen sein würde. Sein unverständiger und ungerechter Groll übertrug sich von der Schwester auf den Neffen, und als wenige Jahre später Jacob Neefz allein und verwaist auf der weiten Welt stand, hielt sich Herr Roßdall aller Verpflichtung gegen ihn entbunden.

Die zweite Schwester des Banquiers hatte als ein auffallend schönes Mädchen in eine der ersten Adelsfamilien des Landes geheirathet, war der Liebling des Bruders und im Geheimen ein wenig sein Stolz. Er liebte es zwar, die Unabhängigkeit des reichen Kaufmannes zur Schau zu tragen,

war aber im Stillen doch nicht unempfänglich gegen die Vorzüge hoher Geburt und konnte sich nicht immer dem Uebergewicht entziehen, welches sie wider Willen auf ihn ausübte.

Er trat deshalb bei seiner zweiten Schwester von vornherein mehr bittend als protegirend auf und war trotz der großen Vortheile, die er hier zum Ausgleich in die Wagschale legte, durchaus nicht so indignirt, als er abschläglich beschieden wurde, wie dies bei Frau Neefz der Fall gewesen war, die als Entschuldigung und Entschädigung für ihren armen Knaben nichts anführen konnte, als ihre Mutterliebe.

Die Staatsräthin von Steinach, die zweite Schwester, hatte ihren Gatten zur Seite, ihre beiden Söhne, gab sie vor, durften der glänzenden Carriere nicht entzogen werden, der sie unter der Leitung und dem mächtigen Schutze des Vaters entgegen gingen. Dazu waren die Knaben zart und schwächlich, Frau Roßdall ihrerseits fürchtete jede Berührung, die einen gesundheitsgefährlichen Einfluß auf die Entwickelung ihres Einzigen hätte haben können, und so unterblieb es, Hermann einen Bruder und Gefährten zu geben. An ganz

Fremde sich zu wenden, brachte zu viele Bedenken für die Eltern mit sich, lieber suchte man den Knaben noch reicher für die häusliche Einsamkeit zu entschädigen, wie bisher.

Der junge Erbe wuchs auf in all' der Freiheit und dem Luxus, den nur der Reichthum und die nachsichtigste Liebe der Eltern gewähren kann. Er reiste, um die Welt zu sehen und sie zu genießen; Zeit und Geld, Jugend und Gesundheit standen ihm dabei zu Gebote, und Hermann brauchte von Allem reichlich. Erst nach Jahren der ungebundensten Freiheit kehrte er heim, um, wie der Vater behauptete, nun auch dem Thätigkeitsdrange zu genügen, der ihm innewohnte. Wie umfassend derselbe war, blieb dahin gestellt; sein Platz im Comtoir wurde erst spät am Morgen eingenommen und blieb nicht selten ganz leer. Trotzdem hieß es, er kümmere sich um die Geschäfte — es *sollte* eben so heißen — aber in der That und Wahrheit blieb der alte Herr Roßdall die Seele des Hauses nach wie vor.

Freilich hatte Hermann zu viel Verstand, um die Wichtigkeit des Geschäftes zu unterschätzen; er wußte sehr wohl, daß ungeachtet seines nicht un-

bedeutenden Vermögens doch manche allzu kostspielige Wünsche und Neigungen hätten unterdrückt werden müssen, wenn der reiche Gewinn des Geschäftes nicht immer bequem die Mittel dazu gewährt hätte. Aber obwohl er es nicht gering achtete, besaß er doch nicht den Ehrgeiz, es zu dirigiren, sondern überließ das mit Freuden seinem Vater und gab sich vollkommen mit dem ansehnlichen Gewinnantheil zufrieden, den Jener ihm als jüngeren Associé bereitwillig zugesichert hatte.

Hermanns Ehrgeiz war auf ganz andere Dinge gerichtet. Sport und kleine auserlesene Diners, Ausflüge hier und dorthin, nahmen seine Zeit und seine Gedanken vollauf in Anspruch, kaum daß ihm Zeit blieb, sich nach schönen Frauen umzusehn. Desto mehr sahen die schönen Frauen nach ihm, denn Hermann Roßdall war trotz seines nicht schönen Aeußern eine nicht zu verachtende Parthie für diejenigen, welche ihre Anforderungen an das Leben in einer glänzenden äußern Stellung befriedigt sehen.

Nicht, daß Hermann aller Vorzüge des Herzens oder des Geistes ermangelt hätte, aber sie wurden in Schatten gestellt durch den über-

wiegenden Antheil, welchen er den Aeußerlichkeiten vor dem Ernste des Lebens zugestand. Es giebt nichts Traurigeres, als einen Mann, dem das Interesse oder die Achtung vor dem selbstgewählten Berufe fehlt, keine größere Unfreiheit, als trotzdem in solchen Fesseln zu verharren.

Hermann fühlte sie eben nicht; es waren mehr die Folgen einer verkehrten Erziehung, welche die Eitelkeit und Nachgiebigkeit der Eltern dem einzigen Sohne hatte zu Theil werden lassen, als angeborne Neigung, die ihn auf Pfade lenkten, welche so weit abwärts führen von dem gemessenen Wege täglicher strenger Arbeit und Pflichterfüllung. Er bedurfte zwar einer steten Beschäftigung, aber frühzeitig darauf hingelenkt von einer thörichten Mutter fand er diese Beschäftigung ebensowohl in dem zeitraubenden Müssiggange sogenannter nobler Passionen, als in dem pünktlichen Geschäftsgange des Comtoirs. Er hatte ein leicht empfängliches, wohlwollendes Herz, er war von unbestechlicher Wahrheit und Treue, aber viel zu bequem, um aus eigenem Antriebe sein Wohlwollen der Menschheit entgegen zu tragen. Es mußte geweckt, genährt und begehrt werden, wollte man irgend

welche Früchte davon genießen. Natürlich waren es Schmeichler und Schmarotzer, denen sie in den Schooß fielen, Hermanns eigne Ehrlichkeit ließ ihn niemals an dem aufrichtigen Gefühl Anderer zweifeln.

Erst als Herr Roßdall selbst stumpfer und arbeitsmüder wurde, dachte er dann und wann mit Sorge daran, ob er wirklich die Oberleitung des Geschäftes vertrauensvoll in Hermanns Hände legen könne. Zu spät erfolgten jetzt Erörterungen zwischen Vater und Sohn, die nicht immer ohne Heftigkeit geführt wurden und jedesmal mit dem bestimmt ausgesprochenen Verlangen von Seiten des alten Herrn endeten, daß Hermann mit mehr Pünktlichkeit und Interesse der Geschäfte sich annehmen möge.

Wirklich machte der junge Mann, dem es wie gesagt, weder an Herz noch Geist fehlte, den Versuch dazu, aber er würde, so ungewohnt der Arbeit, bald ermattet sein, wenn er nicht in der Stille thätige Hülfe gefunden hätte.

Die nächste Stelle nach ihm auf dem Comtoir bekleidete ein junger Süddeutscher, Namens Geltorp, dessen Gefälligkeit und Intelligenz manche

Nachlässigkeit des jungen Principals wieder gut machte. Es geschah das ganz in der Stille, ohne Indiscretion oder Anmaßung, er verstand mit bewundernswerthem Tact, Hermann das Verdienst der Arbeit zuzuwenden, hatte, wenn eine Anordnung gut ausfiel, nie anders als auf Befehl gehandelt und seine Vorschläge, wenn sie ein gutes Gelingen brachten, waren, seiner Versicherung zufolge, stets den Andeutungen und Winken des jüngern Principals entnommen.

Er gewann dadurch einen unmerklichen, aber bald fast unzerreißbaren Einfluß auf Hermann, der allmählig auch anfing, ihn aus dem Comtoir zu seinen Lustbarkeiten heranzuziehn. Natürlich nach gethaner Arbeit; Geltorp war nicht der Mann, auch nur eine Stunde auf Kosten seiner Pflicht zu versäumen und Hermann, froh, daß irgend Jemand für ihn eintrete, hütete sich, ihn in dieser Beziehung jemals in Versuchung zu bringen.

Dem alten Herrn Roßdall war die beginnende Freundschaft zwischen seinem Sohne und dem Buchhalter, da die Subordination nicht darunter litt, keineswegs unlieb. Er ahnte freilich weder ihren

Umfang, noch die Ursachen ihrer Entstehung, ihm war es genug, daß Geltorp, wenn auch gänzlich mittellos, doch aus guter Familie und von bester Erziehung war. Daneben war er ein Geschäftsmann, wie er sein soll, pünktlich, solid und zuverlässig und seinem Einfluß oder Beispiel schrieb der alte Herr die scheinbar günstige Veränderung des Sohnes zu.

Herr Roßdall selbst stellte den jungen Buchhalter besser als zuvor und zog ihn in schmeichelhaftester Weise zu seinem Familienkreise heran.

Es war um diese Zeit, daß der häusliche Kreis in unerwarteter Weise vergrößert und dadurch das Leben im Roßdall'schen Hause in vielfacher Beziehung umgestaltet wurde.

Die beiden Schwestern des alten Herrn, Frau Neefz, wie die Staatsräthin Steinach, waren schon vor Jahren gestorben und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Hinterbliebenen derselben ziemlich gelockert. Der junge Neefz wurde in eine Pension gegeben, bis er einen Beruf erwählte. Er brachte einmal die Ferien im Hause seiner Verwandten zu, aber Onkel und Tante fühlten keine besondere Neigung zu dem wilden natur-

wüchsigen Jungen, die Zeit war vorüber, wo man ihn zum Freunde und Gefährten des Sohnes wünschte. Und eine Verpflichtung hatte man auch nicht, denn Jacob Neefz hatte eine Erbschaft gethan. Das Geld ist allmächtig, öffnet Thür und Thor, ebnet die Wege des Lebens und ersetzt, wie Herr Roßdall zu seiner eignen Beruhigung behauptete, nicht selten Vater und Mutter.

Die Staatsräthin von Steinach hatte ihrem Gatten nur eine Tochter hinterlassen; die beiden Söhne, die Carriere machen sollten, waren schon vor ihr dahin gegangen. Mit dem Schwager hatte der Banquier einen oberflächlichen Verkehr unterhalten, der aber in den letzten Jahren von Seiten des Staatsraths sorgfältiger und eifriger betrieben wurde als je zuvor, und den Herrn Roßdall in dieser fast vertraulichen Form sich wohl gefallen ließ, weil Herr von Steinach ein hochgestellter Mann war, dessen er gern als seines Schwagers Erwähnung that.

Auch der Staatsrath von Steinach hatte ein Heirathsgut mit seiner Frau empfangen, aber ein auf größtem Fuße geführtes Hauswesen, was mit seinem Gehalte nicht zu bestreiten war, hatte das

Vermögen seiner Gattin verbraucht. Als er derselben nach einigen Jahren folgte, hinterließ er seiner Tochter nichts, als ihre Schönheit, einen alten Namen und zahllose Schulden.

Ihre nächste, ja einzige Zuflucht war das Haus des Onkels, der auch keinen Augenblick zögerte, die Verlassene und Verwaiste bei sich aufzunehmen. Das Verhältniß erschien ihm hier ein ganz anderes, als bei Jacob Neefz; Ada von Steinach war eine Zierde seines Hauses, gab demselben erhöhten Glanz und Anziehungskraft, während der arme Jacob Neefz im günstigsten Falle überflüssig gewesen wäre. Die junge Dame wurde mit liebevoller Zärtlichkeit empfangen, noch verstärkt durch die Rücksichten, die man ihrem Unglücke, insgeheim auch ihrem Range zu schulden glaubte, und nachdem die ersten schmerzlichen Erschütterungen und Eindrücke überwunden waren, fing sie an, sich voll Aufmerksamkeit in der neuen Heimath umzusehen.

Vom Vater her war der schönen Ada ein nicht gewöhnliches Maß von scharfer Beobachtung und schlauer Berechnung zu Theil geworden, die die Verhältnisse im Roßdall'schen Hause rasch durch-

schauten und benutzten. Sie liebte die Zufluchtsstätte nicht, die das Schicksal ihr nach so vielen zertrümmerten Hoffnungen gelassen, Ada machte größere Ansprüche an das Leben, als abhängig zu sein von dem Wohlwollen bürgerlicher Verwandten; sie fühlte sich auch nicht hingezogen zu den Menschen, die sie als Freunde und Beschützer angerufen hatte, sie paßte nicht hinein in die Verhältnisse, aber sie wußte, daß ihr keine andere Wahl blieb. So beschloß sie denn, wenigstens zu herrschen auf der Stelle, wohin das Geschick sie gestellt hatte, Menschen und Verhältnisse zu lenken und auf solche Weise ihre Stellung mit ihren Ansprüchen in Einklang zu bringen.

Die Schönheit des jungen Mädchens, ihr lebhafter Geist und ihr sicheres unbefangenes Auftreten in dem fremden Kreise, dem sie im Stillen sich so unendlich überlegen glaubte, nahmen den alten Herrn Roßdall unwiderstehlich für sie ein. Es war diese junge Verwandte ein Familienmitglied, mit dem man Ehre einlegte, ein Prachtstück für seinen Salon, eine schöne Blume für seinen häuslichen Kreis. Die Zärtlichkeit und der Stolz, mit welchem er auf sie blickte, vertrug sich so wohl

mit der Liebe zu seinem Sohne, die beiden jungen Leute konnten neben einander in seinem Hause und in seinem Herzen wohnen, ohne daß Ada den Kindesrechten zu nahe trat, die Hermann allein zustanden.

Und wenn ja doch einmal die Macht sich ausdehnen sollte, die das junge Mädchen auf die Herzen ausübte, nun dann -- der alte Herr lächelte dazu — dann mußte sie den Hermann aus eigenen Mitteln entschädigen, mußte ihm an Liebe reichlich ersetzen, was sie von den Eltern davon für sich in Anspruch nahm. Herr Roßdall konnte mit einem besonderen Vergnügen bei diesem Gedanken verweilen, er brauchte seinem Sohne keine reiche Partie zu wünschen und Ada hatte sonst Alles, was einen Mann beglücken kann: Geist, Schönheit, Rang und eine ungewöhnliche Gewandtheit im Verkehr mit Menschen. Ob sie auch Gemüth besaß, jene weiblichen Tugenden, die das Herz des Mannes, ist es einmal gewonnen, in so unzerreißbare Fesseln legen, darnach fragte Niemand. Auch Frau Roßdall ließ sich täuschen, so schwer ein Mutterherz sonst zu betrügen ist. Das junge Mädchen behandelte sie mit Aufmerksam-

keit, und wenn sie sich auch nie herabließ zu irgend welcher persönlichen Dienstleistung, so geschahen doch ihre Anordnungen mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit der alten Dame.

Als die Trauerzeit für Ada vorüber war, hielt es Herr Roßdall für eine besonders angenehme Pflicht, seine schöne Nichte in die Gesellschaft einzuführen und sein eigenes Haus zum Schauplatz einer Geselligkeit zu machen, die Ada's Jugend und Lebenslust zusagten. Eine Schaar von Anbetern, die sowohl ihrer Schönheit, als den glänzenden Festen des Banquiers huldigten, hatten sich bald um sie gesammelt; in kurzer Zeit schon war sie der Mittelpunkt, die Herrscherin dieses Kreises, es schien in ihrer Hand zu liegen, sich ein glänzendes Loos zu wählen.

Der Schein freilich trügt; in That und Wahrheit war unter den vielen Anbetern kein einziger Freier, und vielleicht hätte auch kein einziger das Loos zu bieten gehabt, was Ada erstrebte. Sie hatte ihre Aussichten längst überschaut — ihre Blicke kehrten auf ihren Vetter zurück.

Und doch war Hermann Roßdall nicht schön, kaum angenehm; er war durchaus nicht der

Mann, einer stolzen und ehrgeizigen Frau zu genügen, er konnte weder Leidenschaft noch Schwärmerei erwecken, keine großen, imponirenden Eigenschaften flößten jenen Respect ein, der in einem Frauenherzen so leicht Bewunderung hervorruft. Nichts von alledem; was er besaß an Kraft und Entschlossenheit, das ruhte tief verborgen unter der Hülle ununterbrochener, ruhiger Zufriedenheit, kein Wechsel, kein Widerspruch, keine Sorge hatte bis jetzt die Stärke seines Wollens und Könnens herausgefordert.

Ada war es vorbehalten, die Kraft seiner Gefühle zu erproben; der Zauber, den sie auf ihn auszuüben verstand, weckte zuerst die Liebe in seiner Brust. Nie war es ihm eingefallen, daß Ada seine Huldigungen anders als dankbar aufnehmen könne; daran war er gewöhnt, von jeher und von Allen, und wenn er mit dieser seiner Huldigung gezögert hatte, so trug daran nur eine gewisse gleichgültige Bequemlichkeit, nicht Berechnung oder Eitelkeit die Schuld.

Es war nach einem Balle in seines Vaters Hause, wo sie, schöner vielleicht als gewöhnlich, ihn aus dem langen Gleichmuth erweckte und wo dieses

aufflammende Gefühl Worte fand. Er warb nicht um ihre Liebe, er trug ihr die seinige an, aufrichtig und warm. Es war ihm plötzlich zum Bewußtsein gekommen, was sie in sich vereinigte, um ihn glücklich zu machen und sein Haus zu schmücken; umringt, und, wie er glaubte, begehrt von so Vielen, gewann ihr Besitz einen erhöhten Werth, die Bewunderung und Anerkennung, die sie erwarb, waren ihm nur eine Bestätigung des eigenen Urtheils.

Als er ihr seine Liebe gestand, da klang zum ersten Male die Bewegung eines tiefen, mächtigen Gefühls aus seinen Worten, fast erschrocken war Ada, und der Blick, womit sie ihn anschaute, war ein leises Prüfen, ein Messen ihrer gegenseitigen Kraft.

Er sah ihn nicht, diesen Blick, wurde nicht dadurch gewarnt, denn der seine war unsicher in dem heißen Rausche seines Herzens.

„Sie überraschen mich so sehr, Hermann", sagte sie, „der Gedanke, Ihre Wahl könne je auf mich fallen, hat mir so fern gelegen, daß ich erst klar mit mir selbst werden, erst mein eigenes Herz befragen muß, ehe ich dem ihrigen eine Antwort geben kann."

Es war ein jähes, frostiges Erwachen aus so glühendem Traum. „Ada“, rief er erschrocken, „Sie lieben mich also nicht! Denn nach der Liebe braucht man nicht zu suchen in einem verborgenen Winkel des Herzens, sie nimmt es ein, ganz und gar. Unser Herz, unser Hirn, das Blut in unseren Adern, Alles, Alles ist ihr unterthan, Ada, und Sie, Sie wollen forschen darnach!“ Er wollte sich abwenden voll Bitterkeit und Schmerz, es war die erste große Täuschung, die er erfuhr.

Aber Ada, klug und gewandt, ergriff schnell seine Hand. „Hermann“, sagte sie bittend, „so wollten Sie von mir gehen? Ist das die Macht und Gewalt der Liebe, von welcher Sie sprechen, und deren Offenbarung ich noch erwarte? Wird meine Liebe dereinst weniger innig sein, weil sie später erwacht, ist eine Blume weniger schön, weil sie langsam die Knospenhülle brach?“

Er sah sie zweifelnd an; stürmisch drückte er dann die weiche Hand, die ihn zurückgehalten, an sein Herz. „Das heißt, ich darf hoffen?“ fragte er.

„Warten“, erwiederte sie, „ich weiß noch nichts von mir selbst.“

Und er wartete und hoffte! er der Bittende, sie die Gewährende, er, der Sohn und Erbe und Gebieter dieses Hauses ein Spielwerk in ihrer Hand! Aber seine Liebe wuchs an dem stillen Erwarten, es war ihm selbst so neu, um etwas zu ringen, so süß, auf etwas zu hoffen. Wie fest Ada's Herrschaft wurde, davon hatte nur das Bewußtsein sie selbst, sie, die so weit davon entfernt war, hier Liebe um Liebe zu geben.

Auf die alten Roßdalls machte ihre zögernde Zurückhaltung durchaus keinen verletzenden Eindruck. Daß sie ihrer Vorzüge, ihres Werthes so sicher sich bewußt war, um hier noch zögern zu können, erhöhte auch den Glauben des alten Herrn daran, er gab Ada's Ansprüchen täglich mehr Raum und wenn sie einwilligte, Hermann ihre Hand zu reichen, so waren die Eltern sich längst klar darüber, daß Ada in ihrer Armuth und Verlassenheit nicht emporgehoben wurde als ein Kind des Hauses, sondern daß sie zu ihnen herabstieg.

Und er kam endlich, dieser Tag, wo Hermann wonnetrunken sie an sein Herz zog, wo Frau Roßdall dankbar und segnend sie ihre Tochter hieß und der Banquier seine Festzimmer öffnete, um

seinen Gästen zu verkünden, welchen Schatz sein Haus erworben hatte.

Das Lächeln und Achselzucken hier und da sah er nicht; es waren auch nur Wenige, die erstaunt sich fragten, ob der alte erfahrene Herr dupiren wolle oder selbst dupirt sei. Niemand aber von Allen war überraschter, als Herr Geltorp, der junge Buchhalter. Er kannte nicht allein die Verhältnisse des Hauses, er kannte auch wie sonst Keiner den Charakter Hermann Roßdall's; er konnte deshalb beurtheilen, wieviel Schlauheit und kühle Berechnung dazu gehört habe, um sein gleichmüthiges Wesen bis zu diesem Grade leidenschaftlicher Empfänglichkeit aufzuregen. Uebersättigt, wie er war, konnte nur Neues und Unbekanntes ihn reizen, sein erschlaffter Wille und seine Thatkraft nur durch Widerspruch und Hindernisse angeregt werden.

Alles das hatte sie vermocht, hatte einen neuen Menschen aus ihm gemacht und hielt doch die Herrschaft über ihn fest.

Ob Geltorp sich dessen freute — vielleicht war er Ada in mancher Beziehung allzu ähnlich, um nicht eher eine Feindin, als eine Bundesgenossin

in ihr zu sehen. Denn auch er hatte Hermann beherrscht; wenn auch durch andere Mittel und in anderer Weise, so doch zu gleichem Zweck.

Hermann war in der langen, bangen Zeit, die zwischen seinem Geständniß und Ada's Jawort lag, mehr denn je auf Geltorp's thätige Freundschaft angewiesen. Fehlte ihm früher Lust und Trieb zur Arbeit, so hatte er jetzt nicht die Ruhe dazu. Nun Ada aber endlich seine Liebe erhörte, würde am Ende, so fürchtete Geltorp, mit der Sicherheit des Besitzes ihm auch die Ruhe zur Arbeit kommen, er konnte doch nicht immer nur in Ada's Augen sehen und ihre Stimme hören. Das beste Ausruhen nach vertändelten Stunden, und mögen sie noch so süß sein, ist doch nur Arbeit allein. Früher hatte Hermann allerdings auch andere Beschäftigungen mit diesem Namen benannt, allein sie waren doch zu wenig verträglich mit dem neuen, schönen Liebesglück, er würde ihnen schwerlich die frühere Wichtigkeit noch beimessen, sondern das einzige würdige Gegengewicht in einer ernsten Hingabe an seinen Beruf suchen.

Und das war es, was Geltorp scheute, was

er um jeden Preis vermieden sehen mußte, hätte er auch Hermanns Aufmerksamkeit hinlenken müssen, auf was es immer sei.

Er hätte sich mit Ada in die Herrschaft theilen können, wären ihre Interessen zusammengelaufen, allein instinctartig fühlte auch das junge Mädchen, daß dieselben auseinander gingen. So hatten sie vom Anbeginn ihrer Bekanntschaft einander in heimlich unausgesprochener Feindseligkeit gegenüber gestanden, ohne daß einer der Nahestehenden es ahnte.

Ada's Stellung war zwar eine viel festere und gesichertere als die seinige, allein er wußte doch, daß er so leicht nicht aus dem Sattel zu heben sei. Es bedurfte dazu gewichtiger Gründe, und waren sie auch wirklich vorhanden, so standen sie doch nicht Ada zu Gebot.

Die Hochzeit wurde mit dem Pompe und der Pracht gefeiert, die nach des alten Herrn Roßdall's Meinung das Ansehen des Hauses und die bevorzugte Stellung der schönen Braut erheischte. Dennoch war etwas von einem Schaugepränge in diesem schönsten Feiertage des Menschenlebens, die Heiligkeit dieses Glückes schloß die

Kritik nicht aus, und nie war der Contrast in der äußeren Erscheinung des Brautpaares schärfer in die Augen gefallen, als an diesem Tage.

Sie, um ein Weniges ernsthafter und zaghafter an den Pforten der selbstgewählten und theilweis selbstgeschaffenen Zukunft und in dieser mädchenhaften Scheu um Vieles reizender, war schön, wie der Maitag, an dem sie getraut wurde; er, in dem Triumphe endlichen Sieges, vermochte doch seinem unschönen, aber guten Gesicht mit den etwas groben Zügen, nichts Anziehendes zu geben, als den Ausdruck reinsten Glückes.

Die Hochzeitsreise hielt das junge Paar, welches nach der Rückkehr seine Wohnung mit im elterlichen Hause nehmen sollte, mehre Monate fern, und Geltorp nahm, soweit das irgend thunlich war, nun Hermanns Platz öffentlich ein, wie das bisher mehr oder weniger im Geheimen geschehen war.

Auch als die Neuvermählten zurückkamen, schien Geltorp's Befürchtung, daß Hermann sich den Geschäften nun mehr und mehr widmen werde, wenigstens vorerst nicht in Erfüllung gehen zu sollen. Die Einrichtung, die Besuche, der Empfang

im eigenen Hause und dazwischen doch noch immer Stunden süßen Beisammenseins mit seiner jungen Frau, führten ihn nur flüchtig in das Comtoir; er wußte ja, daß Geltorp da war und für ihn arbeitete.

In herzlicher Anerkennung für so viel treu geleistete Dienste, zog er auch jetzt Geltorp manchmal in den häuslichen Kreis hinein, ohne es indessen erlangen zu können, daß Ada ihm mehr als eine steife, herablassende Höflichkeit zu Theil werden ließ. Sie machte ihrem Manne kein Hehl aus ihrem Widerwillen gegen den Buchhalter und verhielt sich zu Hermanns Lobpreisungen erst ungläubig, dann bedenklich. Sie wollte es nun einmal nicht begreifen, daß ein Mann von Geltorp's Fähigkeiten nicht weiter streben sollte, als zu der beschränkten Stellung, die er bekleidete, und hatte auf Hermanns Entgegnung, daß ein vermögensloser Kaufmann nur langsam vorschreite auf der Bahn der Selbstständigkeit, den nicht unbegründeten Einwurf, daß Herr Geltorp nach Allem, was sie von ihm sehe und höre, für einen vermögenslosen jungen Mann ziemlich luxuriös lebe.

Indessen blieb keine Zeit, in Hermanns Herzen

das Mißtrauen keimen zu lassen, Freude und Hoffnung glühten zu üppig darin. Als man nach Jahresfrist ihm einen schönen Knaben in die Arme legte, sein — Ada's Kind, da war er so überschwenglich glücklich, daß er stumm und lautlos an Ada's Bett niederkniete und nur zärtlich die weiße Hand küßte, die zum ersten Male im Leben mit Herzlichkeit den Druck der seinigen erwiederte. Und wirklich schien Ada in den ersten Tagen ihres jungen Mutterglückes eine Andere werden zu wollen; ein Kind ist ein mächtiges, ein unzerreißbares Band zwischen zwei Gatten, hier liegt der fest geschürzte Knoten, den kein Menschenspruch löst.

Auch der alte Herr Roßdall war am Ziel seiner Wünsche; er sah in dem Enkel, den er voll Stolz über die Taufe hielt, das Gedeihen und Fortblühen des Geschäftes bis in ferne Zeit, sein Haus war bestellt und gesichert. Und als ob das Schicksal für diesen Mann wirklich nur Sonnenschein zu bieten habe, so wurde er abgerufen, ehe diese Sonne sich zu neigen begann, mitten in dem Vollgefühl erreichter Wünsche und Pläne. Das Leben war ihm sanft gewesen und der Tod auch, eine rasche, fast schmerzlose Krank-

heit setzte seinem Leben ein Ziel; die Kirchenglocken, die das neue Jahr verkündeten, waren sein Sterbegeläute.

Der Sohn betrauerte ihn tief und wahr; er gedachte daran, wie der Todte ihm bis zuletzt nur den Freudenantheil des Lebens zugewandt, wie sein Stolz und sein Hoffen allein in dem Glücke seines Sohnes geruht hatte. Es war viel Selbstlosigkeit in dieser Liebe, und Hermann wußte es und dankte es ihm.

Ada gab sich wenig Mühe mit ihrer Trauer um den Todten; in dem Bestreben, ihren Mann und ihre Schwiegermutter aufzurichten, ging sie ziemlich gebieterisch zu Werke, und jetzt reichte ihre Gesellschaft denn doch nicht aus für die alte Frau, die ihren Mann treu und warm geliebt hatte. Mehr als je seit seiner Kindheit war Hermann um sie; so Manches mußte besprochen und erledigt werden, was in dem letzten Willen des Verstorbenen angeordnet war, die Wittwe wollte auch das Kleinste nicht anderen Händen anvertrauen, als denen ihres Sohnes.

Während oben bei Frau Roßdall Trauer und Aufregung und bei Ada Langeweile herrschte, gingen

unten die Geschäfte ihren ruhigen Gang. Der Jahresabschluß mußte gemacht werden, und obgleich Hermann sich fest vorgenommen hatte, thätig dabei zu sein, so blieb es unter den drängenden Privatverhältnissen doch Geltorp allein überlassen. Schon voriges Jahr war das geschehen, und damals hatte der alte Herr Roßdall, der auf Reisen war, natürlich angenommen, dies Geschäft sei von seinem Sohne erledigt. Er hatte nie danach gefragt, sondern sich einfach mit dem Resultat zufriedengestellt. Jetzt dachte Hermann an diese Täuschung nicht ohne einige Beschämung, aber damals, in der Zeit seiner jungen Liebe, wie hätte er Zeit und Ruhe gefunden, zu rechnen!

Und heute — durfte er der alten Mutter weniger Zeit widmen, als seinen eigenen Gefühlen, hatte nicht Ada, welche die Stille und Leere des Hauses klagend und oft unmuthig empfand, nicht ebenfalls jetzt ein Recht an ihn?

So ließ er wiederum Geltorp gewähren und freute sich des glänzenden Resultates, welches ihm derselbe vorlegte.

Er besprach, um Ada zu zerstreuen, mit ihr ernstgemeinte Pläne über Reisen, über den An=

kauf einer prächtigen Villa, welche sie sich wünschte, da sie einen freien Aufenthalt zur Sommerzeit schmerzlich entbehrte, und über tausend Kleinigkeiten, die ihren begehrlichen Sinn erfreuen konnten.

Aber bei alledem wurde ihr die Trauerzeit entsetzlich lang, und jetzt hätte Hermann es begreifen können und müssen, daß das Glück ihrer Ehe nur von dem Feuer seiner Liebe durchglüht war. Wohl suchte er ihr zu begegnen in dem gemeinschaftlichen Interesse an dem Knaben, aber Ada verlangte ungeduldig nach Zerstreuung und behauptete, die Freude an einem Kinde ohne Unterbrechung werde monoton. Gesellschaften konnten indessen trotz ihrer üblen Laune weder besucht, noch gegeben werden; Ada mußte in den ersten Wochen der Trauerzeit sich mit einigen wenigen Freunden des Hauses begnügen, die ihr persönlich nicht einmal nahe standen oder zusagten, und unter ihnen war Geltorp.

„Ich habe Ihnen einen Gruß zu bringen, gnädigste Frau“, sagte er eines Abends, „einen Gruß aus der Heimath und von einem Bekannten Ihres elterlichen Hauses, von dem Lieutenant von Langenbühl.“

Sie blickte schnell und frappirt zu ihm auf. „Langenbühl! Er war gern gesehen bei uns“, sagte sie mit einer leichten Aufregung im Tone. „Aber, wie kommt er hierher und zu Ihnen?“

Es lag in den letzten Worten mehr Hochmuth, als sie vielleicht beabsichtigt hatte; bei Geltorp rief sie nur ein Lächeln hervor.

„Er ist hierher versetzt, und was mich anbetrifft, so sind wir Schulkameraden und haben uns auch hernach, als Langenbühl in Ihre Vaterstadt versetzt wurde, wiedergefunden.“

„Sie haben in B. gelebt“, rief sie, „und Sie haben nie davon gesprochen?“

„Warum?“ fragte er, „ist das so wichtig? Mir scheint, ich habe mich im Gespräche häufig auf meinen früheren Aufenthalt bezogen. Sie werden es nur nicht beachtet haben. Ich hatte, wenn auch ungekannt von Ihnen, schon in B. das Glück, Sie zu sehen; ich hörte Ihren Namen so oft von Langenbühl nennen, daß Sie mir kaum fremd erschienen, als Sie hierher kamen.“

Sie schwieg und runzelte ein wenig die klare Stirn; es schien, als wolle sie eine vertrauliche Annäherung durch ein unfreundliches Wesen abschneiden.

Allein, er ließ sich nicht beirren. „Mein Freund hat das lebhafte Verlangen, sich Ihnen vorzustellen", fuhr er unbefangen fort, „er hat mich gefragt, ob sein Besuch schon zulässig sei, da Sie bis jetzt nur ihren nächsten Freunden" — Ada maß ihn mit einem geringschätzenden Blick — „und Dienern", fügte er mit einer tiefen Verbeugung und doch mit unverkennbarem Spott hinzu, „den Zutritt gestattet haben."

Wäre sie der ersten stolzen Aufwallung ihres Blutes, ihrer Abneigung gegen Geltorp gefolgt, sie würde geantwortet haben: „Ich werde selbst ihn das wissen lassen." Allein sein spöttischer Blick verwirrte sie, zum ersten Male verrückte sich ihre beiderseitige Stellung. „Sagen Sie ihm, daß er mir jeden Tag willkommen ist", antwortete sie; „ich werde mich freuen, aus der Heimath etwas zu hören."

So hatte sie wider Willen einen gemeinschaftlichen Freund mit Geltorp, sie hatte sich ja selbst dazu bekannt, und damit war, sie mochte sich nun sträuben wie sie wollte, ein etwas näheres Verhältniß zwischen ihnen hergestellt.

Schon am folgenden Tage führte der Buch-

halter seinen Freund ein, und so überflüssig, ja anmaßend Ada das fand, da der Lieutenant ihr ja bekannt war, so durfte sie doch ihren Unmuth nicht merken lassen, weil sie nicht wußte, ob das nicht der Wunsch des Herrn von Langenbühl gewesen war.

Der Officier war ein schöner Mann — jung, froh, lebenslustig; die Welt nannte es leichtsinnig. Er war in B. ein entschiedener, auch wohl ein bevorzugter Verehrer Ada's gewesen; allein bei dieser Verehrung war es geblieben. Er stand am Anfang seiner Laufbahn und war, wie das junge Mädchen, nicht reich; an eine Verbindung war nicht zu denken. Es gab daher auch keine Scene schmerzlicher Aufregung für ihn, Ada als Frau wieder zu sehen; keine getäuschte Hoffnung, kein verrathenes Gefühl verbitterte ihm das Entzücken dieses Augenblickes. Die neuen Verhältnisse schmückten sie in seinen Augen mit neuem Reiz, sie war freier und ungezwungener, und kannte und benutzte die Vorrechte einer verheiratheten Frau. So nah stand ihr in den neuen Verhältnissen noch Keiner; ihr Gatte mußte danach diese Freundschaft für viel inniger halten, als sie es war, für eine

Jugendfreundschaft vielleicht, und wurde in dieser Voraussetzung bestärkt durch hundert kleine gemeinsame Erinnerungen und Erlebnisse, die Ada geschickt einflocht und erwähnte, und von denen sich nicht bestimmen ließ, in wie kurzer oder langer Zeit sie sich abgespielt hatten.

Von Hermann dringend dazu aufgefordert, wiederholte Baron Langenbühl seinen Besuch bald genug, er war nach wenig Wochen vertraut im Hause wie ein alter Freund, denn Hermann kannte kein Mißtrauen.

Vielleicht wäre die gefährliche Freundschaft zwischen Ada und Baron Langenbühl auf diesem Punkte stehen geblieben, wenn äußerer Wechsel Ada mehr abgezogen hätte; allein kaum hatte sie angefangen, wieder Theil zu nehmen an den Vergnügungen der Gesellschaft, als erst die Krankheit, dann der Tod der Schwiegermutter sie abermals in die Grenzen engster Häuslichkeit zurückwies.

So schlimm und lang wie das erste Mal erschien ihr die Zurückgezogenheit schon nicht mehr; es war selbstverständlich, daß der Lieutenant sie theilte und so war sie seinem Einflusse mehr und mehr hingegeben. Vielleicht war es Anfangs mehr

der Reiz einer kleinen Intrigue, der sie ein wenig über die Grenzen ihrer Pflicht hinausschauen ließ, als eine gebieterische Leidenschaft: aber aus dem Einen wurde das Andere. Langenbühl war bald ihr unzertrennlicher Begleiter, und nicht nur neidische und böse Zungen waren es, die laut und und lauter redeten, wenn man das junge Paar so viel zusammen sah.

Nur Hermann hörte sie nicht. Er fand nicht gerade besonderes Wohlgefallen an dem Baron, aber ihm war es genug, daß Ada ihn schätzte, ein Stück Heimath in ihm wieder fand, und daß Geltorp mit so großer Achtung und Hingebung von ihm sprach.

Der Buchhalter wußte schlau genug sich an Langenbühl einen Halt und durch diesen wieder eine, wenn auch widerstrebende Beschützerin an Ada zu schaffen, falls denn doch mit der Zeit sein Einfluß auf die Geschäfte dem Chef hier und da lästig werden sollte. Denn Ada fühlte instinctartig, daß Geltorp sie und ihr Verhältniß zu dem Baron durchschaut habe, sie wußte sich allezeit von ihm beobachtet und seiner Discretion anheim gegeben. So ließ sie ihn nicht allein gewähren, sie ver-

stand endlich, ihre Abneigung soweit zu bekämpfen, daß sie ihn manchmal selbst einlud, um ihres Gatten Aufmerksamkeit von Langenbühl abzulenken.

Hermann war entzückt von ihrer Einfachheit und Genügsamkeit; sie schien sich kaum noch hinaus zu sehnen und nur, daß sie auch so gar wenig mit dem Kinde sich zu schaffen machte, befremdete ihn. Scheute sich Ada, ihre Lippen auf des Kindes reine Stirn zu drücken, sprachen die klaren Augensterne, die so wunderbar ernst aus dem Kindergesichtchen schauten, die Mutter schuldig, daß sie die ihren abwandte? Selten trug sie noch den Knaben in ihren Armen, seltener noch tändelte oder spielte sie mit ihm, und als ob hier die Verirrung ihrer Gefühle liege, als ob die Mutterliebe etwas Unerlaubtes sei, war sie jedesmal, wenn sie zu einer Aeußerung derselben sich hatte hinreißen lassen, hernach verstimmt.

Ihr Mann sah von alledem nichts; er war karg gewöhnt von ihr, hatte niemals erfahren, welch leidenschaftlichen Gefühls Ada fähig war, er glaubte seine Anforderungen erschöpft in ihrem zufriedenen Lächeln, in der Gewißheit, daß sie nun sein war. Dazu wurden seine Gedanken von An-

derm abgelenkt, es kamen jetzt manchmal kleine Stockungen im Geschäfte vor, momentane Unbequemlichkeiten, schnell beseitigt allerdings, aber doch vorhanden. Er fragte sich zuweilen besorgt, ob doch wohl das wachsame Auge, der kluge und vorsichtige Sinn seines Vaters fehle, allein Geltorps Meinung war bereits so gewichtig, daß sie im Stande war, seine Bedenken hinweg zu spotten.

Ada lebte auf gräßtem Fuße, sie vergaß keinen Augenblick, daß sie herabgestiegen war, sie glaubte es sich selbst schuldig zu sein, diesen armen bürgerlichen Namen mit allem Glanze des Reichthums zu schmücken und die Leute daran zu erinnern, was sie eigentlich beanspruchen könne. Fest reihte sich an Fest, als nun endlich die Zeit der Zurückgezogenheit vorüber war; die Villa, welche Hermann gekauft hatte, war mit verschwenderischer Pracht eingerichtet und die Gastfreundschaft unbeschränkt.

Mehr als je war das Roßdall'sche Haus gesucht und gefeiert in der eleganten Gesellschaft; nur in der Geschäftswelt steckte man zuweilen flüsternd die Köpfe zusammen, oder zuckte gelegent-

lich die Achseln. Der junge Chef kümmerte sich doch nicht eingehend genug um die Geschäfte, Geltorp handelte fast unumschränkt und manchmal gewagter, als es einestheils mit den Fonds des Hauses, anderntheils mit Klugheit und Mäßigung überhaupt verträglich schien.

Eine Badereise, welche Hermann seiner Gesundheit halber vorgeschrieben war, mußte er allein unternehmen, Ada bestand mit Hartnäckigkeit auf der Ansicht, daß das Kind nur zu Haus seine gehörige Pflege habe, daß sie, als Mutter, nicht von ihrem Posten weichen könne, und Hermann, viel zu besorgt um den Knaben und stets geneigt, Ada's Willen anzuerkennen, fügte sich in die Trennung. Sechs Wochen! Ihm schien es eine ewig lange Zeit, diese Unterbrechung seines Glückes; er ahnte nicht, daß er schon vor dem Ende stand.

Seine Cur war noch nicht zur Hälfte beendet, als ihn eine Depesche heim rief; Geltorp hatte sich heimlich entfernt, anscheinend mit großen Summen.

Die erste Nachricht wirkte vollständig betäubend auf ihn, allein bald arbeitete er mit gewaltiger

Anstrengung sich aus dieser Erstarrung empor, weit hinaus über seine gewöhnliche Thatkraft. Es war, als ob sein ursprünglich kräftiger Geist gewaltsam gefesselt gewesen wäre, als ob dieser Schlag ein Band nach dem andern sprenge und seine Natur sich erhebe zu nie gekannter Größe. Klar, gefaßt auf das Schlimmste und muthig es zu überwinden, kehrte er zurück. Mit alter Liebe drückte er Weib und Kind ans Herz, aber keine Minute gönnte er weiter Ada's erstaunten und unwilligen Fragen, die Ehre seines Hauses stand ihm in diesem Augenblicke hoch über jedem andern Gefühl.

Es war gut, daß er sich mit Muth und Besonnenheit gerüstet hatte, seine schlimmsten Befürchtungen waren erfüllt. Er war betrogen und bestohlen von dem, dem er getraut wie seiner eignen Ehre, war nahe dem Ruin.

Keinen Augenblick verhehlte er sich, daß seine eigne Nachlässigkeit und das grenzenlose Zutrauen, was er einem doch noch wenig geprüften und bewährten Manne geschenkt hatte, auch auf ihn eine Schuld warfen, aber er hatte die Hoffnung, noch nach allen Seiten hin gerecht werden zu können.

Das war es, was ihn in diesem Augenblicke allein beschäftigte, an das Kommende, an sich selbst, dachte er nicht.

Geltorp hatte ihn getäuscht, seit dem ersten Tage, wo er demselben sein Zutrauen geschenkt und sich schwach gezeigt hatte. Der Buchhalter war ein zu schlauer Mensch, um nicht bald zu begreifen, wie leicht es sei, den Gang des Geschäfts zu seinem eignen Vortheil zu lenken. Er machte ohne Vorwissen und Besprechung mit Roßdall großartige Speculationen und sie waren für eigne Rechnung, wenn auch mit fremden Mitteln gemacht, sobald sie gelangen; derartige Speculationen, die wenig höher als das Spiel am grünen Tisch standen, wurden nicht gebucht, Hermann in seiner großen Nachlässigkeit wußte wenigstens nichts davon. Sobald indessen diese Unternehmungen mißglückten, war es eine unglückliche Speculation gewesen, welche das Geschäft gemacht hatte und diese Verluste standen in den Büchern.

Schon der erste Jahresabschluß, den Geltorp gemacht hatte, war gefälscht gewesen, wie sich hernach bei sorgfältiger Durchsicht der Bücher ergab, aber die günstigen Resultate auf dem Papiere

hatten Hermanns Sorglosigkeit und Geltorp's unumschränkte Freiheit erhöht. Man hätte denken sollen, der Letztere wäre bei dieser Art für sich zu sorgen, zu Vermögen gekommen; allein er hatte im Ganzen wenig Glück, er mußte manchmal mit dem betrügerisch Erworbenen augenblickliche Verlegenheiten des Geschäfts decken, um die jetzt hereingebrochene Katastrophe zu verzögern und verpaßte dabei den günstigen Moment für sich selbst. Das war im Anfange; im letzten Jahre, wo seine Ungeduld ihn trieb, schnell reich zu werden, ging er zu toll hinein, er erregte das Erstaunen und die Mißbilligung erfahrener Geschäftsleute, die ihn in der Stille beobachteten, und noch ehe Roßdall gewarnt werden konnte, that Geltorp den letzten Schritt.

Ein gänzliches Fehlschlagen seiner Unternehmungen und daneben unerwartete Verluste, die das Haus durch einige Fallissements trafen, riß ihm, während der Chef abwesend war, den Boden unter den Füßen weg. Er benutzte den Umstand, daß Herr Roßdall verreist war, spiegelte seinen Collegen vor, er müsse, um sich mit demselben zu besprechen, eilends zu ihm, und traf, scheinbar

umsichtig, einige Anordnungen für die nächsten Tage.

Er hatte damit einen bedeutenden und gesicherten Vorsprung für etwaige Verfolgung. Erst als die Dispositionen sich unzureichend erwiesen, als eine Verlegenheit über die andere den zweiten Buchhalter zu ängstigen begann, als weder Nachricht von Geltorp, noch von Herrn Roßdall kam, schöpfte man Verdacht, und als die erste Depesche die Antwort brachte, daß Geltorp gar nicht in dem Badeorte gewesen war, rief man mit der zweiten Herrn Roßdall zurück.

An Ada's Ohr hatte das ungeheure Erstaunen, das Reden und Verwundern nur wie fernes Gewittergrollen geklungen. Niemand von dem Comtoirpersonal stand ihr nahe genug, um nur bis zu ihr zu dringen, das war ein Vorrecht, welches Geltorp, wie so manches Andere, allein genossen hatte.

Aber das Unheil kündete sich ihr an in der plötzlichen Rückkehr ihres Mannes, in seinem veränderten Benehmen, in der Sorge und Unruhe, welche sein Gesicht zeigte. Er kam nur zu Mittag heim, sonstige Besuche, selbst Langenbühl, blieben

seltsamer Weise ganz aus; Ada hatte in ihrem ganzen Leben sich nicht so nach Menschen gesehnt wie jetzt und scheute doch, aus einem ihr selbst unerklärlichen Gefühl, sie aufzusuchen.

Als Hermann am Abend des zweiten Tages spät heim kam, ging sie ihm mit dem Vorsatze entgegen, jetzt vollständige Aufklärung über das zu verlangen, was störend und hemmend in den Gang ihres täglichen Lebens eingriff, was sie nicht sah und doch so lebhaft empfand. Ein Blick in sein verstörtes Gesicht, dessen unruhiger Ausdruck jetzt einer gänzlichen Niedergeschlagenheit gewichen war, hätte sie belehren können, aber sie zog es vor, zu fragen.

„Ich möchte endlich wissen, Hermann", sagte sie ungeduldig, „was hier in der Luft schwebt und mir das Athmen erschwert. Ich muß Dich bitten, doch Notiz davon zu nehmen, welche Ungemüthlichkeit und Unruhe Deine Rückkehr verbreitet, wie sie nicht allein mir fühlbar wird, sondern wie sie selbst die Freunde des Hauses verscheucht. Was ist passirt, das seinen Einfluß bis in meine stille, anspruchlose Wohnung ausdehnen kann und darf?"

Einen Augenblick bedeckte der Banquier seine Augen mit der Hand, als müsse er Kraft sammeln, um seiner Gattin das Schreckliche mitzutheilen, aber dann ermannte er sich, umfaßte sie und zog sie leise zu sich heran.

„Meine Ada“, sagte er weich und schmerzvoll, „weißt Du, daß Du mir gelobt hast, auch die trüben Tage mit mir zu tragen? daß Du mir versprochen hast, sie sollen uns nicht scheiden in unsrer Liebe und Treue? O Ada, die Tage sind da; ich konnte sie nicht fern halten!“

Sie fuhr so heftig zusammen in seinen Armen, daß ihm ein Schreckenslaut entschlüpfte. „Fasse Dich, o mein Gott, fasse Dich doch, Ada“, rief er verzweiflungsvoll, „Du hast nicht Alles verloren! Hast Du nicht meine Liebe, meine treue, unendliche Liebe, hast Du nicht Dein Kind, sind wir nicht jung und muthig, das Leben aufs Neue zu beginnen? O, sieh mich an, Ada, sag' es mir, daß Du willst, daß Du den Reichthum entbehren kannst und wir haben nichts verloren!“

Sie war unter seinen Worten, unter seinen verzweiflungsvollen Liebkosungen zur klaren Ein-

sicht ihrer Lage gekommen, sie machte sich nicht erschüttert, sondern unwillig los.

„Das ist es!" rief sie vorwurfsvoll aus, „und das ließest Du über mich kommen! Das ist der Schutz, den Du einem armen verwaisten Mädchen zusagtest, sie allen Schrecken der Dürftigkeit preiszugeben; das ist der Glanz, den Du ihr fälschlich vorspiegeltest, um sie blind zu machen gegen ehrenhafte und standesgemäße Anerbietungen."

Dieser letzte Vorwurf kühlte, wie ein eisiges Sturzbad Hermanns erregtes Gefühl. Das war nicht der Trost, das war nicht einmal das Verzagen, was er zu hören bereit war. Er ließ langsam den Arm sinken, aus dem sie so ungestüm sich losriß und sah sie an, als habe er das Gehörte nicht recht begriffen.

Ada war indessen viel zu aufgeregt und selbstsüchtig, um einzuhalten, sie dachte nur an sich bei diesem Unglück, dessen Umfang sie noch gar nicht einmal begriff. Sie warf sich in einen Sessel und überhäufte laut schluchzend ihren Mann mit einer Fluth von Vorwürfen, von denen nur der eine schwer und gewichtig ihn

traf, daß er schwach gewesen war und blind vertrauend.

Er war wie vernichtet; er ging hinaus und kehrte zurück mit dem Knaben an der Hand. Aber als sie auf des kleinen Richards Schmeichelwort: „Habe uns lieb, Mama“, das die bebenden Lippen des Vaters dem Kindesmunde anvertraut, den Knaben heftig und lieblos von sich abwehrte, als sie die kleine Hand zurückstieß, die zärtlich sich in die ihre legte, da richtete der gebeugte Mann sich jäh vor ihr empor.

„Sei vernünftig, Ada“, sagte er fest, „trage, wenn nicht unsertwillen, doch Deinethalben das Unabänderliche mit Muth. Vielleicht ist es möglich, die Ehre des Hauses zu retten, ich verzage daran noch nicht.“

Sie lachte kurz und spöttisch auf in ihren Thränen. „Die Ehre des Hauses! Die Ehre eines Banquierhauses übersetzt man mit: Geld. Aber für uns ist das doch etwas. Du rettest also Dein Geld?“

„Nicht das meine“, sagte er finster, „aber doch das fremde. Die Ehre des Kaufmanns ist:

seinen Verpflichtungen nachkommen. Kann ich das, so sind wir gerettet."

„Gerettet?" fragte sie. „Wovon? Von Einschränkungen oder Verlegenheiten, oder von was sonst?"

„Ada", schrie er entsetzt, „gilt Dir die Ehre meines Namens so wenig, könntest Du unempfindlich sein gegen die Vorwürfe und Klagen, die mich treffen, gegen viele, viele Thränen, die ich nicht trocknen kann, gegen Geringschätzung und Verachtung? Denkst Du allein und immer nur an Dich, an Dein Wohlleben, Deine Ansprüche, Deine Wünsche im Angesicht gebrochener Verpflichtungen! Werde ich, so Gott will, noch allen Anforderungen gerecht, so geschieht das mit allen nur denkbaren persönlichen Opfern. Unbefleckte Ehre ist ein Capital, mit dem ich aufs Neue beginne und nun im Vollgefühl meiner Kraft."

„Persönliche Opfer?" sagte sie, tödtlich erschrocken, „ich bitte Dich, wie verstehst Du das?"

„Wir schaffen ab, was irgend entbehrlich ist", erwiederte er kurz.

„Und was rechnest Du dazu?" fragte sie.

„Ich weiß nichts, was ich entbehren könnte von dem, was mir Bedürfniß ist.“

Er blickte sie traurig an. Er gedachte daran, mit welcher Freude er diese Welt des Glanzes nach und nach um sie geschaffen hatte, und für sie war es nichts, war es nur das Bedürfniß, die Nothwendigkeit zum Leben! Aber er war zu stolz zu der leisesten Klage. „Entbehrlich ist diese Villa mit ihrer ganzen Einrichtung“, sagte er, „entbehrlich Equipage und Reitpferde, die Mehrzahl unserer Diener; entbehrlich, meine Ada, Deine Juwelen, so viele Kunstgegenstände, die auch unsere Wohnung in der Stadt schmücken. Wir werden künftig sehr einfach leben und wohnen müssen, meine Ada wird mit wenigen Dienern sich begnügen müssen, aber an einander werden wir Stütze, Hülfe, Trost und Gesellschaft finden.“

Ein lauter verzweiflungsvoller Aufschrei war die ganze Antwort.

Erst nach einer langen Pause, in welcher er sie mit athemloser Aufmerksamkeit anstarrte, ob sie sich ermannen werde zu muthiger Selbsterhebung, fand sie Worte für das, was sie empfand.

„Unmöglich, unmöglich“, rief sie. „Du kannst nicht so an mir handeln wollen und ich will und werde das nicht tragen. Wirst Du nicht zuerst und zumeist wortbrüchig an mir, die vertrauend Dir folgte in dunkle und untergeordnete Sphären? Soll ich allein das Opfer sein, sollen meine Ansprüche denen fremder Menschen nachgesetzt werden?“

„Es muß sein, Ada“, entgegnete er finster, „mache mir diese Stunde nicht schwerer. Wenn Du wüßtest, wie sie auf mir lastet! Aber es muß sein, wir sind eins vor der Welt, Deine Ansprüche sind ja nur begründet in meiner grenzenlosen Liebe zu Dir, vor dem Gesetz sind sie nichtig.“

„Und worauf begründest Du jetzt Deine Ansprüche an mich?“ fragte sie hohnvoll.

Ein tiefes Weh zog durch sein Herz. Er wagte nicht zu sagen: auf Deine Liebe. „Auf Deine Ehre“, sprach er nur.

Sie hatte keine Entgegnung darauf, aber sie weinte wieder heftiger, sie schien ihn gar nicht mehr zu hören. Mit einem Male sprang sie auf und verließ das Zimmer. Als er sie nach einer

Stunde voll Besorgniß aufsuchte, fand er ihre Thür verschlossen.

„Ist meine Frau zu Bett?“ fragte er das Kammermädchen, als sein Pochen unbeantwortet blieb.

„Noch nicht“, erwiederte das Mädchen, „Baron Langenbühl ist kaum fort.“

„Sagen Sie ihr, ich möchte sie sprechen“, befahl er dem Mädchen.

Hatte sie so weit sich gesammelt, um mit Langenbühl eine Stunde zu sprechen, so hatte sie auch vielleicht für ihren Gatten ein gütiges, versöhnendes Wort.

Allein das Mädchen kam mit anderer Meldung zurück. „Die gnädige Frau sagt, sie sei müde und krank“, berichtete die Zofe verlegen und mitleidig, „sie kann heute Niemand mehr sprechen.“

Gesenkten Hauptes suchte Hermann sein eigenes Zimmer auf, er fühlte die ganze Demüthigung und Herzenskälte, die in Ada's Benehmen lag, sein Liebesglück zog dahin wie ein Traum. Was hatte er verloren in wenig Tagen! Betrogen in seiner Freundschaft und seinem Vertrauen, getäuscht

in seiner Liebe, wankend geworden in dem Glauben an sich selbst, würde er den Qualen dieser Stunde erlegen sein, hätte ihn nicht der Antrieb, die Ehre des Hauses zu retten, über Wasser gehalten.

Der andere Morgen fand ihn früh wach, nach wenigen Stunden eines unruhigen Schlafes. So weit seine Berechnungen gingen, schien es möglich, die Passiva gänzlich zu decken; allein diese Aussicht beruhte nur auf dem Verkauf seiner Villa und seiner bedeutenden Kunstschätze, und war nicht auf der Stelle zu realisiren. Wenn nicht rasche Hülfe ihm erwuchs, mußten doch für den Augenblick die Zahlungen eingestellt werden, denn die Gefahr wurde vergrößert durch die übertriebenen Gerüchte, welche umliefen und ihm seine Gläubiger in stürmischer Hast ins Haus trieben.

Hermann hatte persönlich nicht eben Feinde, aber Ada besaß deren desto mehr; von hochmüthiger Zurücksetzung und Kränkung wußten Viele zu sagen und sie fand nirgend Mitleid, sondern reichlichen Tadel. So fand Hermann denn auch da keine Unterstützung, wo er sie doch im Stillen gehofft hatte. Man fand eben nicht nöthig, die an=

maßende Frau in ihrem Uebermuthe zu halten und ließ lieber Hermann mit fallen.

Da kam ihm unerwartet Hülfe von anderer Seite, wo er sie gar nicht gesucht hatte. Der Volontair am Comtoir, ein junger, nicht eben brillant befähigter Mensch, der einzige Sohn einer reichen Wittwe, machte dem bedrängten Chef das Anerbieten, ihn mitsammt einem bedeutenden Capital als Compagnon in das Geschäft aufzunehmen.

Herr Schneidler fühlte recht wohl, daß er nicht im Stande sei, ein Geschäft selbstständig zu leiten und hatte doch kaufmännische Einsicht genug, den Werth einer so alten Firma zu schätzen.

Hermann griff zu, ohne sich zu besinnen, er hatte nur das eine deutlich bewußte Gefühl, daß er gerettet sei vor dem Schlimmsten. Herr Schneidler trat ein und begab sich von vorn herein eines besonderen Einflusses; er machte kein Hehl daraus, daß er bei den großen Einschüssen, welche er leistete, nicht auch übermäßige Arbeit haben wolle, und Hermann fühlte sich verpflichtet, ja durch den Gedanken gehoben, Versäumtes gut zu machen.

Obgleich nun das alte Banquierhaus bewahrt geblieben war vor schmachvollem Sturz, so durfte doch Hermann seinen Einschränkungsplänen deshalb nicht entsagen. Sein Einkommen stand zu demjenigen früherer Zeiten in keinem Verhältnisse mehr und seine Frau mußte es begreifen, daß ihr Mann nichts mehr besaß, als ein großes Geschäft, das bei Fleiß und weiser Mäßigung erst nach Jahren etwas von dem verlorenen Schimmer zurückbringen konnte.

Allein, das war keineswegs nach Ada's Geschmack, heftige und leidenschaftliche Scenen wiederholten sich von Tag zu Tag und erfüllten Hermanns Herz mit unsäglicher Trauer. Dennoch wurde er nicht schwach; einmal erwacht zum Bewußtsein seiner Pflicht, ließ er dasselbe nicht wieder einschläfern, weder durch Ada's Bitten, noch durch ihre Verzweiflung. Er suchte ihr klar zu machen, daß jetzt allein Herr Schneidler Capitalien im Geschäfte stecken habe, welche nach Deckung der Schulden nicht ausreichend für den Umfang desselben blieben und daß die Nothwendigkeit gebiete, diese Capitalien seinerseits zu verstärken. Umsonst, Ada wollte es nicht begreifen, und der

Verkauf der Villa, der Einrichtung, aller der Luxusgegenstände, an denen ihr eitles Herz gehangen hatte, führte einen vollständigen Bruch zwischen ihr und ihrem Manne herbei.

Er freilich, er wollte nicht daran glauben, er liebte sie noch immer und die Liebe ist ja so langmüthig! Von Tag zu Tag hoffte er, daß ihr Herz sich aufthun würde, daß es in Weichheit und Zärtlichkeit wenigstens dem Kinde sich erschließe, welches jetzt oft bang und erschrocken vor dem düsteren, zürnenden Blicke der Mutter zu der Wärterin flüchtete. Wie rastlos wollte er sich mühen um sie! Es war ja dieselbe Liebe noch, die ihn an ihre Nähe gefesselt hatte und ihn seine Pflicht vergessen ließ. Und wie süß wäre es gewesen, für sie zu arbeiten und dafür ein zärtliches Lächeln zu sehen, ein gütiges, ermunterndes Wort zu hören.

Allein sie versagte ihm Blick und Wort, sie lebte an seiner Seite in geringschätzendem Trotz, in starrer Schweigsamkeit dahin und that ihr Herz nicht auf. Und allmälig verzagte das seine, sie zu gewinnen, allmälig fielen in seine Erinnerungen die dunklen Schatten des Zweifels, ob sie

denn überhaupt je ihn geliebt hatte. Dies rastlose Bemühen, diese bange, schmerzliche Liebe zu ihr rieb ihn auf, er verfiel von Tag zu Tag, nun ihn die Hoffnung nicht mehr hielt.

Gleich damals, als die unglückselige Katastrophe hereinbrach, war Geltorp verfolgt worden, um wo möglich der Werthpapiere noch habhaft zu werden, die er auf seiner Flucht mitgenommen hatte. Allein, es war zu spät, er war längst zu Schiffe, ehe Alarm geschlagen wurde, und erreichte sicher den amerikanischen Boden. Indessen erfuhr er, daß man auf ihn gefahndet hatte, und er besaß die Frechheit, seinen betrogenen Chef von seiner glücklichen Ueberfahrt in Kenntniß zu setzen, und die Hoffnung auszusprechen, daß diese wohl nicht zu theuer bezahlte Erfahrung denselben zu einem neuen Menschen machen werde.

„Ich bedauere", so schrieb er, „Ihnen die so schmerzlich begehrten Werthpapiere zur Zeit nicht zurückerstatten zu können, aber ich biete Ihnen als Equivalent einen Rath und eine Warnung: Schaffen Sie sich meinen sogenannten Freund Langenbühl vom Halse; er war nur für mich nothwendig, für Sie ist er mehr als überflüssig.

Ich brauchte ihn, um die hübschen Augen Ihrer klugen Frau Gemahlin auf etwas Anderes zu lenken, als auf mein Thun und Lassen, und ich habe meinen Zweck weit über Bedarf erreicht. Frau Roßdall ist nicht wohlwollend genug gegen mich gewesen, als daß ich besondere Nachsicht mit ihren Schwächen haben könnte, und ihr Verhältniß zu Baron Langenbühl ist eine solche. Ich weiß nicht, wie Sie meinen Rath und meine Aufklärung aufnehmen, jedenfalls ist sie Geld werth, und da sie außerdem in bester Absicht gegeben ist, so zeichne ich zum letzten Male noch, als ihr ergebener Diener, Geltorp."

Dieser Brief warf ein grelles Licht auf die Schlechtigkeit des Entflohenen, aber zugleich beleuchtete er Ada's Verhältniß zu dem Baron in ganz anderer Weise, als Hermann es je angesehen hatte. Eine furchtbare Angst ergriff ihn — wie, wenn seine Ehre nun dennoch Schiffbruch litt! Er rief sich die letzte Zeit zurück, Ada's Ton und Blick, wenn Langenbühl gegenwärtig war. Hermann konnte sich nicht verhehlen, daß die Besuche desselben sehr häufig kamen, daß sie

seit lange schon nichts mehr mit der Anwesenheit des Hausherrn gemein hatten.

Aber die Warnung war doch die eines Schurken — Hermann schämte sich fast seines Mißtrauens, und seinem ehrlichen Herzen folgend, beschloß er, Ada den Brief zu geben.

Sie nahm denselben schweigend aus seiner Hand und legte ihn, als sie ihn gelesen, ebenfalls schweigend, mit verächtlichem Achselzucken vor sich hin. Aber sie war roth geworden und ihre Hand zitterte, als sie das Blatt zusammenfaltete.

„Ich will kein Geheimniß vor Dir haben, Ada“, sagte er, „darum gab ich Dir den Brief, einem schuldlosen Bewußtsein kann solche Niederträchtigkeit nicht wehe thun. Allein eine Frau soll nicht allein rein sein, sie soll es auch scheinen. Vielleicht hat irgend eine Unvorsichtigkeit, zu große Sorglosigkeit im Verkehr mit Langenbühl, Geltorp den Muth zu dieser niederträchtigen Verleumdung gegeben; vielleicht habe ich selbst zu viel Achtlosigkeit gehabt und Dich zu größeren Freiheiten veranlaßt, als zwar nicht mein Vertrauen, wohl aber die Sitte rechtfertigt. Laß uns vorsichtig sein, Ada; was auch verloren gegangen

ist, der Glanz Deines reinen Namens muß uns bleiben, darf selbst durch den Hauch der Verleumdung nicht getrübt werden."

„Das heißt", sagte sie unfreundlich, „nachdem Du mir Alles genommen hast, jede gewohnte Bequemlichkeit, jede kleine Freude, nachdem Du mich in dies dumpfe, finstere Stadthaus gesperrt und meine Bekannten durch meine veränderte Stellung verscheucht hast, willst Du mir den letzten Freund und damit die einzige Zerstreuung in meinem trostlosen Leben nehmen. Die Meinung dieses Geltorp beherrscht Dich also noch immer, die offen ausgesprochene Absicht dieses Menschen, mir eine Schlinge zu legen, erweckt in Dir kein anderes Gefühl, als Dank für die heimtückische Warnung und Bereitwilligkeit, sie zu hören. Geltorp weiß, daß ich ihm abgeneigt war, ich habe auch Dir kein Geheimniß daraus gemacht. Er haßt mich dafür und will, um sich zu rächen, mir die letzte Freude nehmen, denn von allen Menschen glaubt er selbst am wenigsten an seine Beschuldigung. Ich habe mich Allem gefügt — dieser Anordnung nicht, ich sage es im Voraus. Geltorp hat in unserer Ehe genug zerstört, meine

Jugendfreundschaft soll er unangetastet lassen. Gabst Du unverantwortlich ihm Hab' und Gut preis, das ist Deine Sache. Mich, Du hörst es, hat er in Versuchung bringen wollen, hat mir Langenbühl zu diesem Zwecke zugeführt; allein da ich weniger schwach als Du gewesen bin, meine Pflicht gehütet und nichts verloren habe, so brauche ich durch Entsagung und Buße auch nichts einzubringen. Schlimm genug, daß ich Deine Schuld mit sühnen muß; auf meiner Seite ist keine begangen. Langenbühl wird nach wie vor der Gesellschafter und Tröster meiner einsamen Stunden sein."

Sie hatte, wenn auch lieblos, doch scheinbar wahr gesprochen, Hermann hielt es danach für unwürdig, auf die Verleumdung eines niederträchtigen Betrügers zurückzukommen, und gab Ada's gebieterischer Forderung nach. Aber ein grenzenloser Haß gegen Geltorp bemächtigte sich seiner; es war ein Gefühl, so mächtig wie seine Liebe zu Ada: ruhelos, aufreibend. Wenn er hätte Alles vergeben können: die systematische Verführung zur Nachlässigkeit, die fortgesetzten Betrügereien, den endlichen Ruin — daß Geltorp frech und ge-

wissenlos Hand anlegte an das Heiligthum seiner Ehe, daß er eine junge, schuldlose Frau verleumdete, wo er sie nicht ernstlich anklagen konnte, das erfüllte Hermann mit namenloser Wuth.

Wenn er bisher sich selbst die Schuld beimaß an dem Ruin seines Vermögens, so wandte sich nun sein Grimm gegen Geltorp; jeder versagte Wunsch, der Ada's Augen mit Thränen füllte, jeder Seufzer, jedes kühle Abwenden, trieb ihm das Blut zum Herzen. In Geltorp sah er den Urheber alles Leides; denn selbst wenn Ada schuldig gewesen wäre, hätte er die Verantwortung auf Jenen gewälzt. Er hielt mit der letzten Kraft seiner Seele an dem Glauben fest, daß Ada wenigstens einst ihn geliebt habe.

So viel Aufregung jedoch durch Sorge und Gram, so viel Seelenqual unerwiederter Leidenschaft und ungestillten Hasses rüttelten an Hermanns starker Natur; er verfiel in ein hitziges Fieber, was den schlimmsten Ausgang befürchten ließ. Eine völlige Bewußtlosigkeit verhüllte ihm die Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher Ada nur ab und an neben seinem Bette saß. Ihre Gedanken waren bei der glänzenden Vergangenheit

oder bei zukünftigen Tagen, deren mögliches Glück sie ohne Scheu sich ausmalte.

Langenbühl hatte gleich nach Hermanns Erkrankung die Erbschaft eines Onkels angetreten und seine Stellung war dadurch wesentlich verändert. Das hübsche Baarvermögen war nicht allein im Stande, dem überschuldeteten Gute des jungen Mannes etwas aufzuhelfen, es ließ sich auch damit ein mäßig eingerichteter Hausstand begründen.

Seine Leidenschaft für Ada hatte längst die Höhe erreicht, wohin die Vernunft ihr nicht mehr folgt, er lauschte nur den Wünschen der angebeteten Frau. Und Ada wollte frei sein, frei um jeden Preis; die goldenen Fesseln, die sie einst sich anlegen ließ, waren ihr jetzt schimpfliche Ketten geworden, die ihre Jugend und Schönheit, die Anrechte ihrer Geburt an eine, wie sie behauptete, entwürdigende Stellung banden. Und jetzt bot sich die Möglichkeit, dieses Band zu lösen, sich unter angemessenen Schutz zu flüchten und endlich, endlich Liebe zu nehmen, statt Liebe zu geben.

Als die Gattin des Baron Langenbühl entwand sie sich nicht allein beengenden Verhältnissen

und demüthigenden Einschränkungen, sondern auch Hermanns Liebe und Treue, die sie nie gesucht und gewollt; sie kehrte in die Kreise zurück, in denen allein sie ihr Glück fand. Wenn auch nicht glanzvoll, so würde das Leben an Langenbühl's Seite ihr doch manche gewohnte Genüsse bringen und hier, wo sie wirklich liebte, soweit sie es konnte, glaubte sie selbst kleiner Opfer fähig zu sein.

Sie war es, in welcher der Gedanke an eine Scheidung von ihrem Manne erwacht war, aber sie wußte ihn klug in die Seele des Barons zu legen. Seine Lippen mußten ihn aussprechen, als Wunsch, Ada war nur die Gewährende; denn schlau blieb sie in der höchsten Erregung ihrer Gefühle. Wie einst bei Hermann, wußte sie durch Zögern und Bedenken Langenbühl's leidenschaftliche Wünsche zu steigern, er glaubte, nur nach heißem Kampfe den Sieg über sie und ihre Gatten- und Mutterpflicht davongetragen zu haben, als sie endlich einwilligte, mit ihrem Manne zu sprechen.

Hermanns Genesung schritt indessen langsam vor, obwohl sie nicht beschleunigt wurde durch Ada's Pflege. Vergebens forschte sein matter

Blick nach einem Strahl der Zärtlichkeit in ihren Augen; sie that das Nothwendige, aber nicht mehr. Kein herzliches Wort, keine Frage, kein Freudenlaut begrüßte seine Wiederkehr zum Leben; in diesem Krankenzimmer wehte der eisige Hauch der Entfremdung und der hinsterbenden Hoffnung.

Endlich, nach Hermanns erstem Ausgange, den er allein gemacht hatte, hielt sie sich berechtigt, offen mit ihm zu reden — er war ja nun gesund. Sie hatte den Muth, das ohne Umschweife oder beschönigende Worte zu thun, sie sagte ihm klar und kurz, daß das Band ihrer Ehe ein drückendes für sie sei, daß sie es zu lösen wünsche, weil sie Langenbühl liebe und daß sie von Hermanns Ehre, die er so hoch schätze, erwarte, daß er die Hand einer Frau frei gebe, deren Herz er nicht besitze.

Hermann saß lange, lange, ehe er antwortete, er starrte hinaus in den beginnenden Abend, als habe er vergessen, was sie gesagt. Endlich wandte er sich nach ihr um. „Du kannst gehen, Ada“, sagte er tonlos, „ich sah es kommen, ich verschloß nur muthlos die Augen vor dem Schlage, der mir drohte. Nun ist er gefallen — ich danke Dir, daß Du ein Ende gemacht hast.“

Ein Gefühl leiser Reue stieg in ihrer Brust auf; sie gab den Schutz treuer, unendlicher Liebe dahin, vielleicht auch neu heraufziehenden Glanz. Hermanns Größe beschämte sie, sie hätte die Wucht des Schmerzes von ihm nehmen mögen, wenn das ohne ein Opfer möglich gewesen wäre.

„Ich möchte, Du könntest ohne Groll an mich denken“, sagte sie.

Er wandte langsam den Kopf zu ihr hin. „Ich muß versuchen Dich zu vergessen“, erwiederte er.

„Und Richard?“ fragte sie zögernd, „wo bleibt Richard?“

„Das Kind und ich sind eins“, entgegnete er fest, „der Knabe bleibt bei mir, Du hast keinen Theil an ihm. Du wirst ihn entbehren lernen, was könnte m e i n Kind Dir sein? Er bleibt in meiner Obhut, bis er ein Mann ist, dann mag er entscheiden, wohin Pflicht und Ehre ihn zieht.“

Ihre Einwendungen dagegen waren nur schwach und verstummten, sobald er an diese Bedingung seine Einwilligung zur Scheidung knüpfte.

„Und wenn“, sagte sie zögernd, „wenn Du

vor mir aus der Welt gehen solltest, werde ich dann in meine Rechte an meinen Sohn wieder eingesetzt?“

„Niemals, Ada“, erwiederte er schmerzlich, „in dieser Stunde hast Du Dich losgesagt von ihm für immer und ewig. Sterbe ich, so hat er Vater und Mutter verloren, er muß dann seinen Weg allein suchen, wie so Viele. Und dieser Weg wird mit dem Deinigen hoffentlich nie zusammengehen. Ich werde treue Hüter bestellen, Du hast ihn verloren.“

In demselben Moment öffnete sich die Thür und der Knabe sprang herein, aber er stutzte, als er die Mutter sah, die mit gerötheten Wangen und thränenfeuchten Augen auf ihn zueilen wollte. Er war ihr so lange schon entfremdet, jetzt war er erschreckt durch ihre Heftigkeit und er wich ihr aus. Er lief zu dem Lehnstuhl, in welchem der Vater saß, schnell kletterte er auf den Schooß desselben und barg, wie Schutz suchend, den Kopf an dieser müden Brust. Hermanns Arme legten sich fest und schirmend um die kleine Gestalt, er drückte das Kind an sich — wie eine Ausgestoßene stand Ada von fern,

nicht wagend zu reden oder sich dem Kinde zu nähern.

„Du kannst gehen, Ada", begann Hermann wieder nach kurzem Schweigen mit der klanglosen Stimme, die sie so vorwurfsvoll traf; „wir sind fertig. Wir haben einander weder Beschuldigungen noch Betheuerungen zu sagen, wir sind nun klar über Vergangenheit und Zukunft. Es wird Dich drücken, noch unter meinem Dache zu weilen, und der Mann, dem Du gehören willst, wird Dir einen passenden Zufluchtsort bereitet haben. Ihr kanntet ja das Ende, wußtet, wenn der Streich fallen sollte. Geh mit Gott und versuche es, glücklich zu werden."

Sie stand wie angewurzelt, sie rührte sich nicht. Nach kurzem Warten erhob sich Hermann und ging, den Knaben auf dem Arm, in das Nebenzimmer, welches er hinter sich verschloß.

Er hörte sie laut und heftig schluchzen, es war der letzte Kampf ihres bessern Selbst, das letzte Aufleuchten der Mutterliebe. Dann wurde es still und Ada verließ geräuschlos das Zimmer — eine halbe Stunde später ging sie aus dem Hause.

Hermann stand am Fenster und starrte hinab, die Klingel der zufallenden Hausthür weckte ihn aus dem dumpfen Schmerze, der Kopf und Herz gefangen hielt. Sie war es — er sah die schlanke Gestalt dahingleiten im Dunkel des Abends, einer dunklen, ungewissen Zukunft entgegen. Entronnen war sie dem Schutze des eignen Daches, der Treue ihres Gatten, der Liebe ihres Kindes; die zufallende Hausthür schied sie von einer Welt voll Frieden und stillen Glückes.

Hermann sah sie niemals wieder. Ein gefährlicher Rückfall warf ihn aufs Neue auf das Krankenlager, aber er brachte wenigstens das Glück der Betäubung, und körperliche Schwäche stumpfte hernach den Stachel des Schmerzes, als Hermann zum Bewußtsein seiner Lage erwachte.

Fremde Menschen umstanden sein Bett, fremde Menschen stützten seine ersten wankenden Schritte; er fragte nicht nach Ada und Niemand sprach ihm davon. Erst nach Wochen voll finstern, schweigenden Grames ließ er seinen neuen Associé zu sich kommen, setzte ihn mit kurzen Worten von der Lage der Dinge in Kenntniß und bat ihn, durch einen Rechtsanwalt die Scheidung betreiben

zu lassen. Niemals berührte er diese Angelegenheit wieder mit einer einzigen Frage, er nahm stumm die Entscheidung aus Schneidler's Händen entgegen. Ob er erfahren hatte, was aus Ada geworden war, äußerte er nicht, in der Stadt wußte man, daß sie sogleich nach einem entfernten Orte abgereist und bald nach ausgesprochener Scheidung dem Baron Langenbühl, welcher auf sein Ansuchen in eine andere Garnisonstadt versetzt wurde, angetraut war.

Hermann war von seinem Krankenlager als ein völlig anderer Mensch erstanden; in ihm Alles leer, um ihn Alles verändert — wie hätte er derselbe bleiben können. Was im Leben war Wahrheit gewesen; was konnte noch Werth für ihn haben! Das Kind, ja das Kind! Aber oft, wenn er an sein eignes zerstörtes Dasein dachte, wünschte er, der Knabe wäre nicht geboren, um nicht so elend zu werden, wie sein Vater. Und was ließ sich auch hoffen für ein Leben, so dachte er, dem die erste Bedingung einer günstigen Entwicklung, dem der Sonnenschein der Mutterliebe fehlt. Hermann konnte dem Knaben das nicht ersetzen, seine Liebe für das Kind, so mächtig sie war,

fand nicht den rechten, verständlichen Ausdruck für ein Kinderherz.

Auch Richard hing an dem Vater, aber in seine Zuneigung mischte sich stets eine leise Scheu; der finstere, schweigsame Mann, der die Menschen floh und ihnen mißtraute, konnte des Knaben Herz keiner zutraulichen Fröhlichkeit erschließen. Des Vaters Unglück drückte mit gewaltiger Wucht auch auf die Seele des Kindes, noch ehe dasselbe begriff, worin dies Unglück eigentlich bestand. Dazu fehlte es ihm an Spielgenossen, an den nothwendigen Zerstreuungen seines Alters. Die strenge, einfache Erziehung, die ihn vor den Gefahren bewahren sollte, denen des Vaters Jugend unterworfen gewesen, härtete ihn wohl ab, aber sie machte ihn auch schroff und zurückhaltend. Er lernte früh die Arbeit kennen und lieben, Unabhängigkeit über Alles schätzen und seine glänzende Befähigung hob ihn schnell über andere Knaben seines Alters empor.

Die ersten Jahre nach Ada's Scheidung hatte Herr Schneidler das Haus mitbewohnt und etwas Leben hineingebracht; aber als derselbe sich verheirathete und eine freundlichere Wohnung bezog,

blieb Richard mit dem Vater allein in dem alten Hause, dem Schauplatz so viel versunkenen Glückes. Regine, Richards früheres Kindermädchen, welches treulich seine ersten Jahre behütet hatte und an dem heranwachsenden Knaben noch mit vergötternder Zärtlichkeit hing, war ins Haus zurückgekehrt, nachdem sie Wittwe geworden war und leitete das jetzt so einfache und anspruchlose Hauswesen.

So ging Alles seinen einfachen, stillen Gang, Tag für Tag und Jahr um Jahr; der Wohlstand kehrte zurück, der Frieden nimmer; Herr Roßdall konnte sich nicht wieder freuen.

Als Richard das Alter erreicht hatte, einen Beruf zu ergreifen, entschied er sich für den des Vaters. Das Geschäftsleben war ihm vertraut, Herr Schneidler, der junge Compagnon, zeigte es ihm von der heitersten Seite und stellte ihm diese Thätigkeit als eine besonders lohnende vor. Denn das Glück war mit allen Unternehmungen Hand in Hand gegangen, seit Hermann Roßdall zu seiner Pflicht zurückgekehrt war; die furchtbare Gefahr, in welcher er geschwebt, hatte Umsicht und Gewissenhaftigkeit als immerwährende Wächter aufgestellt und die neue Firma Roßdall und

Schneidler strahlte auch in neuem Glanze. Wenn Glück und Sparsamkeit aber zusammenkommen, verdoppeln sie den Erfolg; der ältere Herr Roßdall lebte einsiedlerisch still, ging zu Keinem und empfing Niemand, er reiste nicht und man sah den menschenscheuen, finstern Mann an keinem öffentlichen Orte; er verdiente viel und verbrauchte wenig. Als Richard nach einigen im Auslande verlebten Jahren heim kam und sein Vater ihm eine Einsicht in die Verhältnisse gewährte, sah er sich zu seinem Erstaunen als Erben eines bedeutenden Vermögens.

Richard war nun ein Mann, jung zwar, aber voll richtigen Urtheils und Gefühl; sein Vater hielt es für geboten, ihn mit den Familienangelegenheiten bekannt zu machen. Der Eindruck, welchen diese Mittheilung bei ihm hervorrief, war ein gewaltiger, obwohl die schmerzlichen Thatsachen ihn weniger tief ergriffen, als der Einblick in seines Vaters Gemüth. Welch ein Abgrund von Schmerz und Verbitterung und Zweifel, welches glühende Rachegefühl für den Einen, Einzigen, den er nicht erreichen konnte: für Geltorp! Der Glaube, daß dieser allein die Schuld all des

namenlosen Jammers trage, der ihn und sein Haus getroffen hatte, stand so fest bei dem unglücklichen Manne, daß er ihn selbst in seines Sohnes Seele zu pflanzen vermochte. Wie Geltorp ihn selbst systematisch eingeschläfert hatte, so wußte er für Ada eine Versuchung heraufzubeschwören, der sie unterlag; er hatte ja selbst es eingestanden, daß er ihre Aufmerksamkeit habe ablenken wollen von den Interessen des Hauses. Herr Roßdall also lebte der festen Ueberzeugung, daß ihm die Gattin, seinem Sohne die Mutter erhalten wäre, hätte Geltorp sie nicht verlockt mit teuflischer List. Er konnte diese furchtbare Täuschung niemals verwinden, jede Erinnerung an Geltorp war ein Fluch seines erbitterten Gemüths.

Und Richard war auffallend empfänglich für diese Auffassung, sei es, weil er des Vaters Empfinden so nahe stand, sei es, weil es ihm eine Erleichterung gewährte, die Mutter, die er nicht gekannt hatte, in dem etwas milderen Lichte einer Verführten und Bethörten zu sehen. Der ungemessene Haß des Vaters übertrug sich auf den Sohn; denn so wie Herr Roßdall jetzt lebte und

arbeitete, war es fast unmöglich, ihn sich vorzustellen in der sorglosen Gleichgültigkeit früherer Zeit, und Geltorp's Schuld, so groß sie immer war, wuchs in der Idee der beiden Roßdall's mit den Jahren um das Hundertfache. Alles eigne Fehlen wurde jenem Verbrechen hinzugethan, alle daraus erwachsenen Folgen; es war Richard eine Genugthuung, wenigstens den Vater völlig freizusprechen. Gehört hatte man von Geltorp, trotz Roßdall's eifriger Bemühungen, nie wieder etwas seit jenem Briefe, den er aus New-York geschrieben hatte, und auch, als nun Richard mit frisch erwachtem Interesse seine Nachforschungen begann, blieben sie fruchtlos.

Günstigern Erfolg hatte er in Betreff der Erkundigungen, die er nach seiner Mutter anstellte, nach jener Frau, die sein Vater so heiß geliebt, und die denselben so schmählich verlassen hatte. Die Vorstellung, daß er noch eine Mutter habe, hatte Richard doch eigenthümlich bewegt, so sehr, daß er es fast zum Verbrechen gegen den Vater sich anrechnete, und doch konnte er dem mächtigen Antriebe nicht widerstehen, diese Frau ein, wenn auch nur einziges Mal zu sehen. Er hatte keinen

Menschen, an den er um Auskunft sich hätte wenden mögen, eine gewisse Beschämung hielt ihn zurück, von seiner Mutter zu sprechen, die Furcht, daß ihrer geringschätzend erwähnt werden könne, mit einem mitleidigen Blicke auf ihn selbst. Denn der Stolz auf einen reinen Namen war doch die verwundbarste Stelle in Richards Ehrgefühl und erst nach längerem Kampfe entschloß er sich, diesen Stolz vor Frau Regine in soweit zu dämpfen, daß er ihr unumwunden den Auftrag gab, nach seiner Mutter, nach ihrem Leben, ihren Verhältnissen und ihrem Wohnorte zu forschen.

Die Wirthschafterin wußte ihm schnellere und genauere Auskunft zu geben als er erwartet hatte. Frau Regine hatte die ehemalige Herrin nie ganz aus den Augen gelassen, der Eindruck jener Tage, wo sie Heimath und Gatten und Kind verließ, um einer sträflichen Leidenschaft zu folgen, hatte zu mächtig auf das schlichte, innige Gemüth der damals noch jungen Dienerin gewirkt, als daß jemals das Interesse an den weiteren Schicksalen der treulosen Frau erkaltet wäre.

Es wurde Richard nicht schwer, ohne seines Vaters Wissen den fernen Garnisonort zu besuchen,

wo sie lebte; fremd wie er war, von Niemand gekannt, konnte er, ohne aufzufallen, die genauesten Erkundigungen einziehen.

Was er hörte, erfaßte ihn mit tiefem Schmerz, zerstörte die letzte Illusion. Wo eine Frau mit eigner Hand die Bande der Familie zerrissen hat, wo sie keck hinausgetreten ist aus dem gefeiten Kreise, den Zucht und Sitte schützend um sie zieht, da sinkt sie in dem schlammigen Boden rasch und tief.

Man sprach von Frau von Langenbühl mit jenem zweideutigen Lächeln, jenem vielsagenden Kopfschütteln, welches viel härter verdammt als eine offne Anklage. Ihr Mann, zum Oberst avancirt, behauptete in Folge seiner dienstlichen Stellung zwar für seine Person einen Platz in der Gesellschaft, aber seine Frau mied man ungenirt. Ihrer Ehe hatte von vorn herein die Achtung und der Glaube gefehlt, welche allein die Beständigkeit der Liebe sichern, und Langenbühl konnte es nicht immer vergessen, daß das Glück, welches Ada zu gewähren hatte, auf einem Treubruch erbaut war. Was ließ sich auch auf die Dauer von einer Frau erwarten, die dem heiligsten aller Namen,

dem Mutternamen entsagt, die ihr Kind dahin giebt, um ihrer Leidenschaft, ihrem Hochmuth und ihrer Genußsucht Genüge zu leisten. Er bewachte sie mit maßloser Eifersucht, denn er wußte es ja, wie geneigt Ada war zu den kleinen Intriguen, welche mit einem Amüsement beginnen und einem Verbrechen enden. Aber so ungewohnter Zwang erbitterte sie; sie konnte nicht leben ohne Abwechselung und wußte sie zu finden. In einem Gemüthe wie das ihrige konnte die Treue keine Wurzeln schlagen. Gewöhnt an den Glanz ihres ersten Ehelebens, den nur wenige Monate der Einschränkung getrübt hatten, verlangte sie auf einem Fuße zu leben, der ihren Mitteln keineswegs entsprach, und da Langenbühl ebenfalls das Wohlleben liebte und er Ada's Leichtsinn in diesem Punkte theilte, so zürnte er nur zum Schein, wenn seine Gattin Schulden machte.

Nach und nach freilich wurden dieselben drückend, der Oberst wie Ada setzten in der Stille sich manchen Demüthigungen aus, aber die eitle Frau hielt wenigstens den Schein fest. Sie hatten in Folge dienstlicher Versetzungen ihren Wohnort vielfach gewechselt, aber der Ruf einer leichtsin-

nigen, unordentlichen Wirthschaft, einer unglücklichen Ehe ging mit ihnen, und Niemand ließ sich durch eine gewisse schimmernde Aeußerlichkeit über die zerrütteten Verhältnisse des Hauses und des Familienlebens täuschen.

Im Theater sah der Sohn seine Mutter zum ersten Male, mit einer Bewegung, so mächtig, daß sie das stille starke Herz zu sprengen drohte. Seine Mutter! Hatte sie wohl je wieder des Kindes gedacht, das sie verlassen, wußte sie, daß es lebte, sagte ihr keine Ahnung, daß der Verstoßene ihr nahe sei?

Allmälig wurde sein ungewisser Blick ruhiger, das ungestüme Schlagen seiner Pulse mäßigte sich, er gewann so viel Ruhe, um sie zu beobachten. Er sah sie lächeln, plaudern mit einigen Officieren, und die leichten, unehrerbietigen Scherze, die sie sich erlaubten und auf die seine Mutter einging, drangen bis zu seinen Ohren. Keine Dame saß in ihrer Nähe, die Herren machten wenig Umstände mit ihr, aber sie schien das gewohnt, denn sie wies keinen in seine Grenzen. Noch immer war sie schön und mit jugendlicher Koketterie gekleidet; er hörte in seiner Nähe darüber spötteln

und zwar in Ausdrücken und Andeutungen, die ihm das Blut heiß zu Kopfe jagten. Seine Phantasie hatte ihr Bild mit Reuethränen geschmückt, er hatte sie sich gedacht voll Demuth und Ernst, ein armes bethörtes Opfer fremder Tücke. Aber langsam erlosch der lichte Schein, den seine Einbildung um sie gewoben, das war nicht die Mutter, der er vergeben konnte. Er wandte sich ab und ging, und betrauerte die Lebendige tiefer, als je früher in kindlicher Sehnsucht die Todte.

So kehrte er heim von seiner Reise, ärmer als er gegangen, niemals sprach er dem Vater davon. Ada's Name wurde nicht wieder genannt zwischen Beiden, aber Geltorp's Andenken lebte in Richards Seele mit wachsender Bitterkeit.

Wenige Monate, nachdem dieser seine Mutter gesehen, begann der Vater zu kränkeln, und so lebenssatt und müde, hatte seine Natur keinen harten Kampf gegen den Tod zu bestehen. Als Richard dem Sarge mit dem ganzen Bewußtsein seiner Vereinsamung folgte, da behielt doch das dankbare Gefühl die Oberhand, daß des Vaters lange Qual nun geendet sei.

Er trat nun in des Verstorbenen Platz. Wenn

er gewollt hätte, er würde dieselbe gesellschaftliche Stellung haben einnehmen können, wie einst Jener, an den äußeren Mitteln zu einem glänzenden Leben fehlte es ihm nicht. Allein er liebte keinen geselligen Verkehr; gereift und gebildet fast nur an den schlimmen Erfahrungen des Vaters, mißtraute er leicht der Freundlichkeit und argwöhnte eine Absicht auch in harmlosem Entgegenkommen, so sehr auch Herr Schneidler, der in einer Art väterlichen Freundschaftsverhältnisses zu ihm stand, dem entgegenzuwirken suchte.

Die größte Einfachheit herrschte in dem alten Hause, das er allein bewohnte, er that nichts, ihm den düsteren, öden Charakter zu nehmen, den es seit den vielen Jahren trug, wo der Vater, wie in einer Zufluchtsstätte gegen Welt und Menschen in trauriger Einsamkeit hier lebte. Er dachte weder daran, die öden Räume zu verlassen, wie Herr Schneidler ihm rieth, noch sie durch die Gegenwart einer jungen Frau zu beleben, wie Frau Regine es im Geheimen so sehnlich wünschte. Richard schien genug zu haben an dem Geschäftsleben, das er jetzt allein mit Sicherheit leitete, und die großen Erfolge, die aufrichtige Achtung,

die ihm auf diesem Gebiete zu Theil wurden, hoben sein Selbstgefühl und gaben ihm eine gewisse Zufriedenheit.

Etwas Kurzes, Gebietendes in seinem Wesen war freilich die Folge dieser eigenthümlich unabhängigen Stellung, der nicht einmal die Rücksichten eines großen geselligen Verkehrs auferlegt waren. Er war eben früh selbstständig geworden, verfügte über große Mittel, und da er verstand, sich selbst zu zügeln wie Wenige, so wurde es ihm leicht, auch Andere zu beherrschen. Seine kühle Besonnenheit, sein klares Urtheil, niemals getrübt durch persönliche Einflüsse, gaben ihm, in Verbindung mit einem eisernen Willen, ein Uebergewicht, wo immer seine Interessen mit fremden sich kreuzten. Er war nicht der Liebling der Frauen, sie fürchteten seine Strenge und Ueberlegenheit, aber wenn je seine schönen, ernsten Augen aufleuchteten in Güte oder Theilnahme, dann überzeugten sie doch von der Tiefe seines Gefühls.

So waren mehrere Jahre vergangen nach des Vaters Tode, als eines Morgens auf seinem Pulte im Comtoir ein Brief, von fremder Hand geschrieben, lag, der mit genauer Angabe seines

Namens noch die ausdrückliche Bezeichnung: „privatim“ trug.

Die Hand hatte gezittert beim Schreiben und sein Herz zitterte auch. Die Ueberschrift lautete: „Mein Sohn.“

Ja, seine Mutter war es, die schrieb, zuerst nach so langen, langen Jahren des Schweigens und Vergessens; es waren die ersten Worte, die er von ihr vernahm. Und erst auf dem Todbette hatte sie seiner, der doch auch ihr Kind war, sich erinnert.

Seine Mutter fühlte ihr Ende herannahen, sie schrieb ihm, daß sie vernommen, daß er allein in der Welt stehe und ein reicher Mann sei, sie bat ihn zu kommen, ihren Segen in Empfang zu nehmen und zugleich das Vermächtniß, was sie ihm in der Sorge für ihre Kinder zweiter Ehe hinterließ.

Dieser Brief, der ihm einen tiefen Einblick in ein schuldiges, verfehltes Leben gewährte, machte einen schmerzlich widersprechenden Eindruck auf ihn; neben der bittenden Gestalt erhob sich die des Vaters, verdüstert, vergrämt und einsam durch ihre Schuld. Noch jetzt, am Rande des Grabes,

wehte aus diesen Zeilen etwas von der Selbstsucht, die rücksichtslos Alles den eigenen Wünschen opferte; dieser letzte und einzige Gruß war weniger von dem liebenden und reuigen Muttergefühl für den vergessenen Sohn, als von dem Wunsche dictirt, die Kinder ihrer Liebe „standesgemäß" versorgt zu sehen. Sie, die nichts gethan hatte, um sich im Andenken ihres Sohnes zu erhalten, die nie ein mütterliches Gefühl getrieben hatte, nach ihm zu sehen, weder in seiner einsam durchlebten Kindheit, noch in seinen späteren Jahren, sie erinnerte sich jetzt seiner, wo sie wußte, daß er ein reicher Mann geworden sei, damit er den Kindern, denen nie die Liebe der Mutter gefehlt hatte, Schutz und Bequemlichkeit angedeihen lasse, ohne zu fragen, wie viel Bitterkeit der Anblick dieser Geschwister in ihm erregen müsse.

Indessen die kindliche Pflicht behielt doch die Oberhand in Richards gemischten Empfindungen; er reiste noch denselben Tag ab, nach dem in der benachbarten Provinz gelegenen Langenbühl, dem verfallenen Hause, welches seiner Mutter von der ehemaligen Besitzung geblieben war.

So eilig er aber auch seine Abreise betrieben

hatte, er kam dennoch zu spät. Als er das Haus betrat, empfing ihn an der Schwelle desselben eine alte Magd mit der Nachricht, daß Frau von Langenbühl vor einer Stunde gestorben sei.

Er schüttelte stumm und bewegt den Kopf. Sie hatte ihm nichts werden sollen, den letzten Versuch dazu schnitt der Tod ab. Aber er trat dennoch ein, im Tode wollte er noch einmal die Mutter sehen, die so lange ihm ihr Antlitz entzogen hatte, er wollte die Geschwister kennen lernen, die sie ihm an das Herz hatte legen wollen, und konnte er ihnen auch keine Liebe entgegentragen, so sollte doch die Pflicht, die er im Stillen bereits auf sich genommen, bindend für ihn bleiben, selbst jetzt, wo er kein Versprechen geleistet hatte.

Es hatte ihn Niemand empfangen, als sein Wagen vorfuhr, als die alte Magd, aber er fand das natürlich und dem Augenblicke angemessen, wo der Eindruck des Todes allein und ausschließlich noch die Gemüther beherrscht. Als er nach einiger Zeit, welche er, um die nöthige Sammlung zu erlangen, ehe er bei seinen Geschwistern erschien, allein in einem Parterrezimmer zugebracht hatte, durch die alte Magd sich anmelden ließ,

wurde er eingeladen, heraufzukommen. — Baron Alfred kam auch jetzt nicht dem Bruder entgegen.

Richard fand in dem oberen Zimmer einen jungen Mann von militärischem Aeußern und hochmüthigster Haltung, und zwei junge Mädchen von funfzehn und sechzehn Jahren, die mit verweinten Augen im Sopha saßen.

Das warme Gefühl, welches in diesem Augenblicke, wo er seinen Geschwistern entgegentrat, Richards Brust erweiterte und alle die kühle Reflexion über den Haufen warf, die ihn sonst beherrschte, verstummte plötzlich vor dem Ton und der Miene des jüngeren Bruders.

„Sie kommen leider zu spät, um sich den Segen meiner Mutter zu holen", sagte dieser, „ich bedauere Sie deshalb. Allein wenn die Verstorbene, durch die Verhältnisse gezwungen, sich Ihnen auch entfremden mußte, so hat sie in den letzten Tagen Ihrer doch nicht ohne Interesse gedacht. Sie haben vielleicht den Wunsch, sie noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und ich bin zu vorurtheilsfrei, um nicht anzuerkennen, daß Sie in diesem ernsten Augenblicke dieselben Rechte haben, wie ihre anderen Kinder."

Ein langer prüfender Blick voll unbeschreiblicher Kälte traf den Sprecher, der in hochmüthiger Einfalt, selbst in diesem Augenblicke, unberührt von den Schauern des Todes dem neuen Bruder mit dem bürgerlichen Namen hatte imponiren wollen. Richard sah flüchtig auf die beiden jungen Mädchen, die sich verlegen von ihren Sitzen erhoben hatten, und sagte dann in ruhigem Tone:

„Ich möchte zu der Todten geführt sein und allein im Sterbezimmer bleiben.“

Das war ein Befehl, kein Wunsch, der da ausgesprochen wurde! Baron Alfred fühlte das erstaunt, allein es ließ sich nichts darauf erwiedern.

Eine Stunde und länger blieb Richard allein in dem Zimmer, durch dessen geöffnete Fenster die Frühlingslüfte wehten. Duft und Dämmerung, so still und weich, machten sein Herz mild, er warf Groll und Bitterkeit hinter sich und das versöhnliche Gefühl in ihm war zugleich der Segensspruch der stummen, bleichen Lippen, die einst vor langer, langer Zeit doch auch ihm gelächelt hatten.

Die Geschwister hatten bereits Licht in ihrem

Zimmer, als er wieder zu ihnen kam; er konnte in der hellen Beleuchtung ihre Züge besser unterscheiden, als bei dem ungewissen Schein des hereinbrechenden Abends, allein er fand nicht viel Ermuthigung für seine guten Vorsätze. Die beiden jungen Mädchen, mit nichtssagenden Zügen, zögerten verlegen, sich ihm zu nähern, sie waren augenscheinlich ungewiß über den Ton, den sie anzuschlagen hatten. Richard aber war klar über die Stellung, die er hier einzunehmen hatte, der Mutter bittender Brief hatte sie ihm ja angewiesen.

„Kommt her zu mir", sagte er herzlich, indem er ihnen die Hand entgegenstreckte, „Ihr seid von der Mutter an mich gewiesen, Ihr sollt nicht verlassen sein."

Die jungen Mädchen, statt zu antworten, oder auch nur eine entgegenkommende Bewegung zu machen, drückten ihr Tuch vor die Augen und weinten, und Alfred, der eine Erwiederung denn doch für geboten zu halten schien, antwortete an ihrer Statt.

„Die Mama ist wenigstens mit dieser Versicherung für die Kleinen gestorben. Sie hat ihnen

versprochen, daß sie standesgemäß erzogen werden; sie setzte das Vertrauen in Sie, daß durchaus nur unsere eigenen socialen Verhältnisse die Grundlage Ihrer Fürsorge bilden werden."

Mit einem Schlage war Richards warmes Gefühl erkaltet, dieser Ton rief an die Stelle seiner brüderlichen Vorsätze die alte kühle Ueberlegung zurück.

„Vor allen Dingen nennt mich „Du", erwiederte er, „es ist unnatürlich, einem Bruder, den man als nächsten Beschützer herbeiruft und der sich willig findet, es zu sein, so ceremoniös entgegenzutreten. Man kann nicht wohl Förmlichkeit mit höchster Intimität verbinden. Ich bin bereit, die Sorge und die Vormundschaft für die beiden Mädchen zu übernehmen, bis sie auf eigenen Füßen stehen können; auch Dir, dem neuen Bruder, nach Befund der Umstände mit Rath und That beizustehen. Wahrscheinlich gehen in Folge verschiedener Lebensverhältnisse unsere Gewohnheiten und Anschauungen auseinander, aber die Schwestern sind jung und werden sich nach den meinigen gewöhnen, wie ich mich bereit finden lassen werde, vernünftige und billige Wünsche zu erfüllen."

Baron Alfred stand etwas verdutzt, er hatte offenbar eine andere Antwort erwartet; denn die Mutter, welche Richard nicht kannte, hatte ihn sich, als nur vom Vater erzogen, auch als Ebenbild seiner zärtlichen, willenlosen Nachgiebigkeit gedacht und ihn so den jüngeren Kindern geschildert. Sie hatte dabei nicht in Anschlag gebracht, daß Bitterkeit das Herz härtet wie Stahl, daß Richard groß gezogen war vom Vater in der steten Erinnerung des Unrechts, was ihm widerfahren war. Wenn also Baron Alfred sich derselben Mittel zur Herrschaft über den Bruder bedienen wollte, wie einst Ada über den Vater, so konnte dieser Versuch nur scheitern und Richard zu einer festeren und bestimmteren Haltung aufstacheln, wie er sie sonst in dieser Stunde gewonnen haben würde. Nun aber war alle sein Mißtrauen wieder hoch gekommen, das spät erwachte Muttergefühl der Verstorbenen war ihm nichts mehr als eine Speculation, und die Anweisungen, welche Alfred in so herablassendem Tone gab und welche die Hoffnung durchscheinen ließen, mit des reichen Bruders Mitteln ein thörichtes Scheinleben voll Glanz zu beginnen, empörten ihn, und ließen ihn strenger auf-

treten, als er vor einer Stunde noch für erlaubt gehalten hätte.

Der Abend verging einsilbig genug. Die jungen Mädchen waren verlegen und Alfred beleidigt; es wollte Keinem in den Sinn, daß dieser Bruder nicht zu beherrschen, vielleicht kaum mit Güte auszubeuten sei, und erst im Laufe der nächsten Tage gewann die Einsicht von seiner Wichtigkeit für ihr ferneres Leben in soweit die Oberhand, daß alle drei mit Rücksicht und Behutsamkeit auftraten, wo es sich um Erreichung eines Wunsches handelte.

Es war in diesen Tagen, bei dem Begräbniß der Mutter, wo Richard den alten Hüttenbesitzer Neefz kennen lernte, und wahrscheinlich hätte er diesen Mann geschätzt, ja, seinen Umgang gesucht, wenn nicht sein altes Vorurtheil gegen die Verwandten durch den Empfang seiner Geschwister wieder in voller Stärke wach gerufen wäre. Er wußte ja nicht, wie sehr die Ansichten des alten Herrn, namentlich in Bezug auf die Langenbühl's, mit den seinigen übereinstimmten, er glaubte nur annehmen zu müssen, daß derselbe hier vertraulich verkehrt habe und beurtheilte ihn danach.

Die Bemühungen des alten Herrn, sich Richard zu nähern, scheiterten an dessen Unzugänglichkeit und seinem kurzen Aufenthalte, der ihm nicht gestattete, eine richtige Einsicht zu gewinnen. Denn seine Zeit wurde vollauf in Anspruch genommen durch die Regelung der Vermögensangelegenheiten, die sich in einem, seine schlimmsten Befürchtungen übertreffenden Zustande befanden.

Das einstige Gut war nach und nach, bis auf das baufällige, weit über seinen jetzigen Werth belastete Haus veräußert, die Gläubiger, die zum Theil Ansprüche erhoben von der Zeit her; wo der Oberst von Langenbühl noch lebte und deren Zahl bis auf den heutigen Tag sich gemehrt hatte, kamen von allen Seiten herbei und stellten ihre Forderungen in einer Weise, die bezeugte, welch großen Demüthigungen Frau von Langenbühl sich ausgesetzt haben mußte, um sie immer wieder hinzuhalten.

Es war eine ansehnliche Summe, mit welcher Richard die Verpflichtungen seiner nie gekannten Mutter bezahlte, aber er that das mit der Ruhe eines Menschen, der nur das Gebot der Pflicht und Ehre kennt und auf keinen Dank rechnet.

Das baufällige Haus wurde verkauft, die Kinder hatten weder die Mittel, es zu restauriren, noch es ferner als ihr Eigenthum zu bewohnen, aber Alfred machte kein Hehl daraus, daß die Mutter darauf gerechnet habe, der reiche Bruder werde einen Stolz darin finden, den adligen Geschwistern das Stammhaus zu erhalten und einige Ländereien dazu zurückzukaufen.

Richard lächelte nur dazu. „Das wird Deine eigene Idee sein", meinte er, „die Mutter kann so etwas nicht von mir erwartet haben, und that sie es dennoch, so ist sie entschuldigt, weil sie mich nicht kannte. Ich lasse mich bereit finden, zu helfen, aber nur nach eigenen Grundsätzen und eigenem Ermessen. Ich werde versuchen, Euch selbstständig in der Welt hinzustellen; natürlich muß ich dazu bereitwilligstes Entgegenkommen finden. Die Schulden, welche Eure Eltern Euch hinterlassen haben, sollen, ebenso wie die Deinigen, Alfred, vollständig getilgt werden. Ihr seid dann keinem Menschen Verpflichtungen schuldig, und das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit ist ein großer Schatz; es ist nun Deine Sorge, diesen Namen fleckenlos zu erhalten und gut arrangirt,

wie Du es bist, Ordnung in Deinen Finanzen zu haben. Den Schwestern muß eine sorgfältige Erziehung erst diese Unabhängigkeit verleihen, was sie erwerben an Kenntnissen, ist ein unveräußerlicher Schatz.

„Das ist der Umfang meiner mir selbst auferlegten Verpflichtungen, ich gehe darüber nicht hinaus, niemals und in keinem Falle als in dem unverschuldeter Noth; dann aber, wo und wann es auch sei, wendet Euch vertrauensvoll an mich.“

Diese nüchterne und unumwundene Erklärung wurde in einer Weise abgegeben, die jede Hoffnung auf eine Sinnesänderung abschnitt. Die Mutter hatte sich eine durchaus falsche Idee von ihrem ältesten Sohne gemacht; es war nicht anzunehmen, daß er jemals einem überwallenden Gefühle Raum gebe, was ihn zu unüberlegter Großmuth hinreißen könne, oder daß jemals der alte Name der Familie Langenbühl ihm imponirte.

Vergebens bemühte Alfred sich jetzt, einen andern Ton anzuschlagen, dem Stiefbruder in der aufmerksamsten, verbindlichsten Weise entgegen zu kommen; Richard hatte zu deutlich die Absichten der Mutter durchschaut, um bei seiner ohnehin

mißtrauischen Natur sich von der Schmeichelei nicht noch unwilliger abzuwenden, als von der Arroganz, mit der man ihm anfangs entgegen getreten war. Dabei fand sich im nähern Zusammenleben auch nicht die geringste Uebereinstimmung zwischen Richard und den Geschwistern, nichts, was eine Annäherung hoffen ließ. Hochmuth, Leichtfertigkeit und eine geradezu bedenkliche Unzuverläßlichkeit bei dem Bruder und eine trostlose Leere bei den beiden jungen Mädchen boten seinem guten Willen kein fruchtbares Terrain.

Als das Haus verkauft war und die Schwestern einer vortrefflichen Erziehungsanstalt übergeben waren, trennten sich auch die Brüder; Richard, wenn er auch keinerlei Anerkennung gefunden hatte, ging zurück mit dem Bewußtsein, seiner Pflicht nach allen Seiten genügt zu haben und Alfred, wenn auch widerwilligen Herzens, war klug genug, mit vielen und schönen Worten einen Dank auszusprechen, den er nicht fühlte.

So standen die Sachen, als bei dem Tode des Herrn Neefz die Aufforderung des Bürgermeisters in Nußdorf die genannten Erben zu einer Zusammenkunft auf dem Hüttenwerke veranlaßte,

welche Richard im Interesse seiner Schwester nicht versäumen zu dürfen glaubte. Daß er selbst hineingezogen werden würde, daß hier Fragen zur Lösung kommen sollten, die seine eigne Zukunft beträfen, daran hatte er nicht gedacht. Er war geneigt, den Verstorbenen für kindisch oder geistesschwach zu halten, wie hätte er sonst über das Gefühl freier Männer bestimmen können. Richards Empörung wandte sich nur gegen das junge Mädchen, das er mit Hintansetzung jedes jungfräulichen Gefühls von dieser Bestimmung unterrichtet hielt. Das erste, sich ihm aufdrängende Gefühl war, Veronika ihre Anmaßung klar zu machen, er verfügte über sich, ehe sie nur Zeit hatte, sich eine Blöße zu geben. Richard fürchtete nicht, daß er sein Glück von sich gewiesen habe, er kannte nichts davon, er kannte und wollte bis jetzt als sein Höchstes nur sein Recht.

IV.

Es war ein schöner Fleck Erde, den Eva so lange ihre Heimath genannt hatte; so viel sie nun gesehn, er verlor nichts an Lieblichkeit, fesselte sie mit neuem und größern Reiz, nun sie heimkehrte.

Reiches Waldesgrün schmückte die Berge, deren Dunkel sich abhob von der smaragdhellen Pracht der Wiesen, zu ihren Füßen und wie Silber erglänzte neben der saftigen Farbe des Laubholzes und dem schwärzlichen Grün der Tannen das schnell fließende Bergwasser, das die Räder der Poch- und Hammerwerke trieb, wie die Mühlen, an denen das Thal ziemlich reich war.

Das Wohnhaus des Hüttenwerkes, bequem und freundlich, mit einer gewissen Behäbigkeit aufgeführt, war ziemlich viel höher gelegen als das Pochwerk; die herrlichen Bäume in seiner Nähe

waren Ausläufer des Waldes, der sich im Rücken der Gebäude bergauf zog. Eine stattliche Höhe war es, vielfach zerklüftet, in oft jähen Abfällen auf dieser Seite, während sie jenseits allmählig sich senkte gegen das unten liegende Dorf, das meist von den Familien der Hüttenarbeiter bewohnt wurde.

Es war ein stiller, schöner Morgen, an welchem Eva und Veronika bergauf stiegen in den Wald; Duft und Sonnenlicht und Schweigen lag darüber; ab und an ein Waldarbeiter, ein Blumen und Reisig sammelndes Kind kamen vorüber und boten den Schwestern ihren guten Morgen, sonst tiefe Ruhe all überall.

So still auch war es in Veronika's Herzen, jetzt, wo der Sturm ausgetobt hatte, unter dem es an jenem Morgen erzittert war, wo sie sich ausgeboten und verschmäht sah, ohne ihr Wissen und Wollen, und ihr mädchenhaftes Gefühl gerade an der empfindlichsten Stelle verletzt wurde.

Herr Roßdall hatte die nothwendigsten Anordnungen gleich am Tage seines ersten Besuchs getroffen, stellte jedoch seine Wiederkehr, als er die Hütte am Abend verließ, schon innerhalb der

nächsten Wochen in Aussicht. Seine Abreise war eine große Erleichterung für Veronika gewesen, sie war dankbar dafür; denn ihm zu begegnen, den Blick seiner ernsten, forschenden Augen ertragen zu müssen, hätte, in den ersten Tagen wenigstens, ihr unerträglich gedünkt. Und dies war der Mann, für den sie, gewonnen durch die Schilderungen und Lobpreisungen ihres alten Freundes, ein geheimes Interesse gehabt! Wie oft hatte sie gewünscht, ihm zu begegnen und nun er kam, stand er geringschätzend ihr gegenüber, nahm eine Meinung von ihr mit hinweg, die sie so wenig verdient hatte! Ihr Herz wallte auf, wenn sie sich den Ton, das unbeschreiblich wegwerfende Lächeln zurückrief, womit er gesagt hatte: „Ich concurrire nicht." Hatte sie denn einen Wunsch gehabt nach seinem Besitz, konnte er glauben, daß sie in dieser Weise sich ausbieten würde?

Veronika hatte heiß und schmerzlich geweint, als sie allein war, es bedurfte mehrerer Tage, bis ihr Gerechtigkeitsgefühl siegte und es ihr klar wurde, daß dieser Mann, der sie so tief gekränkt hatte, nicht anders konnte. Nicht er hatte an ihr gesündigt, wenn sie etwas anzuklagen hatte,

so war es der zu weit getriebene und nicht zart ausgesprochene väterliche Stolz ihres verstorbenen Freundes. Zuweilen flammte der heiße Wunsch in ihr auf, sich vor Richard zu rechtfertigen und dann ihn nicht wieder zu sehen; und im nächsten Augenblick schämte sie sich, daß sie gerade seiner Meinung so viel Gewicht beilegte, wo doch so manche spöttische oder tadelnde Stimme gegen sie laut werden konnte. Sie wollte durchaus die Erbschaft ausschlagen mitsammt dem ihr zugedachten Gatten, allein sie hatte ja vor Jahresablauf nichts zu sagen oder zu bestimmen, sie konnte nichts ausschlagen, dessen nähere Bestimmung ihr noch gar nicht bekannt war.

Indessen kehrten ihre Gedanken selbstverständlich immer wieder auf diesen Punkt zurück und auch an dem heutigen Morgen, auf ihrem Spaziergange mit Eva, drehte sich das Gespräch der Schwestern um diesen Gegenstand.

„Du nimmst die Sache wieder viel zu ernst, Veronika“, sagte die junge Frau. „Darin muß ich der Mutter beipflichten: eine Erbschaft verschenkt man nicht an den ersten Besten aus bloßer Empfindlichkeit. Das sehe ich wohl, vom

Gelde verstehst Du, trotz Deiner einundzwanzig Jahre, noch gar nichts, darin bin ich Dir weit voraus. Herr Roßdall hat wohl gesagt: „ich concurrire nicht“ in Betreff der Heirath; in Hinsicht der Erbschaft hat er kein Sterbenswort davon laut werden lassen. Du brauchst nicht so zu erglühen, Veronika, Du hast Dich ja tapfer gewehrt, aber gerade deshalb sollst Du auch nicht in der elften Stunde ganz unnöthiger Weise die Waffen strecken, Dich demüthig auf Gnade oder Ungnade ergeben und dazu einem so übermüthigen Sieger.“

„Uebermüthig — ich weiß nicht, Eva“, meinte Veronika überlegend.

„Nun, so sage ungalant; ungalant war er entschieden.“

„Die Ehrlichkeit kann nicht immer galant sein und ich ziehe sie vor, wenn mir die Alternative gestellt wird.“

„Aber, mein bestes Herz“, rief Eva ungeduldig, „seine Ehrlichkeit kam ja noch gar nicht an die Reihe, warum wartete der Mann nicht, bis sie aufgerufen wurde?“

„Er hätte doch annehmen können, ich hätte

ihm einen Vorzug gegeben. Er wollte mir vielleicht die Beschämung ersparen, mir irgend welche Blöße zu geben."

„Und versetzte Dir deshalb lieber einen Schlag", rief Eva. „Nein, das war es keineswegs, für so edelmüthig halte ich ihn nicht. Er wollte eher sich selbst eine Beschämung ersparen, nicht seinen Bruder sich vorgezogen sehen, was ja gar nicht ausbleiben kann, wenn die Wahl frei steht zwischen ihnen."

Veronika schüttelte den Kopf. „Er wollte in einem unwürdigen Spiele nicht mitspielen, das war es, Eva; und vor dieser ehrlichen, stolzen Natur fühle ich mich tief, tief gedemüthigt und — ohne meine Schuld!"

„Aber Du stehst nicht anders, wenn Du die Erbschaft ausschlägst; wie die Sachen liegen, würde das das Urtheil des Herrn Roßdall nicht ändern, und da er Dir vollkommen fremd und gleichgültig ist, da Ihr höchstwahrscheinlich Euch nie wieder begegnet im Leben, so wäre seine gute Meinung denn doch in der That etwas theuer erkauft."

Das junge Mädchen sah sinnend vor sich nieder. „Ja, unsre Wege werden auseinander-

führen, weit und für immer", sagte sie gedankenvoll.

„Soviel in meiner Macht steht, wirst Du nicht einmal seinen Namen wieder hören, sobald diese fatale Angelegenheit erledigt ist", betheuerte Eva. „Du müßtest denn dem Baron Dich freundlicher erweisen, der wirklich angenehm ist. Dann freilich — sie sind ja Brüder!"

Veronika machte eine heftige und abweisende Handbewegung. „Wenn Du mich lieb hast, Eva, so sprich nicht davon; ich kann Dir nicht sagen, wie groß meine Abneigung gegen ihn ist."

„Wen magst Du eigentlich?" fragte Eva verwundert, „mir gefällt er so gut. Du wirst doch nicht als alte Jungfer mutterseelenallein durch die Welt gehen wollen?"

Das junge Mädchen lächelte traurig. „Wer weiß, vielleicht ist das mein Loos, und immer noch zehnmal besser, als an der Seite eines ungeliebten Mannes."

„Es ist gut, Veronika, daß Ihr nach Frankreich kommt, wenn dies Jahr herum ist", sagte Eva. „Die Einsamkeit und jetzt vollends der Trauerfall und die Unannehmlichkeiten, die Du

haft, machen Dich kopfhängerisch. Es war unüberlegt, daß die Mutter sich verpflichtet hat, so lange noch hier zu bleiben."

Veronika antwortete nicht, sie ging gedankenvoll neben Eva her und blickte den Pfad entlang, der unter den hohen Buchenstämmen weithin sichtbar blieb. Plötzlich blieb sie mit einem leisen Ausruf des Schreckens stehen und drückte fast krampfhaft der Schwester Arm.

„Herr Roßdall", flüsterte das junge Mädchen, „und hier — wie kommt er hierher und so früh!"

Es war wenig schmeichelhaft für Alfred, daß sie seiner so gar nicht erwähnte, denn er begleitete seinen Bruder.

„Er will den schönen Morgen benutzen, wie wir, und kommt zu Fuß", erwiederte Eva. „Du kannst und darfst ihn weder umgehen, noch ignoriren dieses Jahr, wo gemeinsame Interessen und Pflichten Euch verbinden. Sei vernünftig, Veronika."

In der Regel erklang sonst diese Mahnung aus dem Munde der Andern, das junge Mädchen selbst konnte ein Lächeln nicht unterdrücken über

den plötzlichen Rollenwechsel, und dies Lächeln, was ihr liebes Gesicht um Vieles gewinnender machte, lag noch auf ihren Lippen, als die beiden Herren nahe genug gekommen waren, die Schwestern zu begrüßen.

In diesem Augenblick war die Aehnlichkeit zwischen Beiden eine so überraschende, daß Richard frappirt und unschlüssig von einer zur andern sah; erst Eva's Anrede, welche etwas von der Weichheit und Klangfülle entbehrte, die Veronika's Stimme eigenthümlich war, und mehr noch das zwanglose und ungenirte Wesen, welches die verheirathete Frau von dem jungen Mädchen unterschied, ließ ihn Beide erkennen.

Sein Blick blieb prüfend und beobachtend an Veronika hängen, er wußte recht gut, daß er neulich keinen richtigen Eindruck von ihr empfangen hatte und sie hielt seinen Blick voll Ruhe und Gelassenheit aus.

Jede Spur einer Aufregung war jetzt aus ihrem Gesichte geschwunden. Das Bewußtsein ihres guten Rechtes und daneben ein unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl, was ihr nicht erlaubte, ihren Gegner ohne Weiteres zu verdammen, weil

seine Ehrlichkeit und ihr jungfräuliches Zartgefühl in Collision gerathen waren, gaben ihr eine feste Haltung.

Herr Richard setzte den Damen in kurzen Worten Ziel und Zweck seines Erscheinens auseinander; es galt, für die langen Zwischenräume, in welchen er nicht auf dem Hüttenwerke anwesend sein konnte, bestimmende Einrichtungen zu treffen, über welche er bei dem ersten kurzen Besuche noch keinen klaren Entschluß gefaßt hatte. Er kam, um während einiger Tage ganz auf dem Hüttenwerke zu bleiben, sprach die Hoffnung aus, daß er Frau Astenberg damit keine zu große Unbequemlichkeit bereiten würde und setzte kurz auseinander, wie es bei dem geringen Maß von Zeit, welches ihm vergönnt sei, fast unmöglich werde, seine Arbeiten innerhalb einer Woche zu erledigen, wenn diese Zeit durch die täglichen Hin- und Herfahrten nach Nußdorf noch geschmälert werde.

Er führte sich durchaus nicht als einen Gast ein, sondern stellte sich gleichberufen und gleichverpflichtet neben Frau Astenberg, schloß also von vornherein Alles aus, was an Bitte seinerseits oder Gewährung ihrerseits grenzte. Sein Kommen

war, wie ihr Bleiben, nichts als eine einfache Pflichterfüllung gegen den Verstorbenen, er gab damit seinem Verhältniß zu den Damen eine Ungezwungenheit, die zwar etwas kühl war, aber durchaus nicht einer höflichen Form entbehrte. Seines Bruders Anwesenheit motivirte er dagegen in keiner Weise, sprach nur das Nothwendige über seinen eignen Aufenthalt und überließ es Alfred, seine Absichten mitzutheilen.

Eva erleichterte ihm das. „Und Sie, Herr von Langenbühl", fragte sie, „werden Sie ebenfalls hier bleiben, um unsern kleinen Kreis zu vergrößern?"

„Ich habe keinen gültigen Vorwand dazu, ich bedarf dazu erst einer Ermunterung", erwiederte er.

„Von mir werden Sie hiermit in aller Form dazu aufgefordert", sagte die junge Frau, „genügt Ihnen das?"

Sein Blick flog zu Veronika hinüber, aber das junge Mädchen sah so aufmerksam dem Flug eines Falters zu, der auf dem zarten Laube des Unterholzes sich wiegte, daß es zweifelhaft blieb, ob sie überhaupt gehört hatte, was ihre Schwester sprach.

Das Sonnenlicht färbte ihr Haar goldig und überhauchte ihr Antlitz mit warmem Ton. Eine wunderbare Klarheit lag auf den reinen Zügen; es gab doch Momente, wo Veronika's Charakter den Ausdruck ihrer Schönheit bestimmte und sie dann deutlich von der Schwester unterschied.

„Fräulein Veronika, sagen Sie kein Wort dazu, ist es Ihnen vielleicht unangenehm, wenn ich bleibe?“ rief Alfred etwas gereizt.

„Nein“, erwiederte sie, „ich bin gar nicht dabei betheiligt.“

„Als künftige Herrin dieses Hauses —“

Veronika wandte rasch den Kopf, das zornige Aufblitzen ihrer Augen ließ ihn verstummen. „Herr Baron“, sagte sie, „mir ist kürzlich untersagt, in dieser für mich peinlichen Angelegenheit zu reden, ich glaube nicht, daß ich gezwungen bin, zu hören.“

„Gewiß nicht, Fräulein Veronika, ich dachte nur, Angenehmes höre man nicht ungern.“

„Ich habe Sie nie zum Mitwisser dessen gemacht, was mir angenehm oder unangenehm ist“, entgegnete sie stolz; „Sie können das auch schwerlich errathen, fern und fremd, wie wir es uns sind.“

Hätte sie in diesem Augenblick zu Richard hinübergeblickt, sie würde etwas wie Billigung in seinem ernsten Gesicht gesehen haben, allein ihre Gereiztheit, sobald des Punktes gedacht wurde, der sie so tief verletzt hatte, ließ keinem Gedanken und keiner Beobachtung Raum. Zum Glück wurde die unangenehme Stimmung, welche Alfred hervorgerufen, rechtzeitig durch ein kleines Mädchen unterbrochen, welches herbeigelaufen kam und dem Gespräch eine andere Wendung gab.

„Guten Morgen, Fräulein Veronika", sagte sie, „die Mutter schickt mich und läßt grüßen und Ihnen sagen, daß unsre Kuh so viel kränker ist, sie würde nun doch wohl sterben."

Das Kind fing bei den letzten Worten an zu weinen, und Veronika, die ihre Theilnahme schnell dem fremden Mißgeschick zugewandt hatte, beugte sich nieder und hob den Kopf der Kleinen in die Höhe.

„Weine nicht, Hanne, das hilft nichts. Sag mir lieber, ob Du schon nach dem Thierarzt gewesen bist."

Das Kind schüttelte den Kopf. „Die Mutter wollte erst mal sehen, ob sie das Geld sparen könnte."

„Das ist verkehrt", erwiederte Veronika, „ich habe der Mutter schon gestern gesagt, sie möge hinschicken. Nun laufe rasch und hole ihn, ich komme auf den Nachmittag zu Euch hinunter."

Die Kleine zögerte noch. „Und dann läßt die Mutter Ihnen sagen, der Jacob ist auch wieder da. Die Marie mit ihrem Manne wollten ihn wohl schon verpflegen, weil's der Mutter so sauer wird, aber drüben die Gemeinde will es nicht erlauben, weil er doch nun mal närrisch ist."

„Das ist schlimm", sagte Veronika nachdenklich. „Nun, ich komme hernach und spreche mit der Mutter, jetzt mach rasch, daß Du den Thierarzt findest."

Der Officier lachte. „Das ist doch spaßhaft; dies ist das erste Mal, daß ich Mitleid bei Ihnen finde, und nun gilt diese schöne Regung einer Bauersfrau und ihrer dummen Kuh! Gestehen Sie ein, daß das eine Ungerechtigkeit ist, gegen so Viele, die hart von Ihnen behandelt werden, eine offenbare Verirrung des Gefühls."

„Sie finden das spaßhaft, wenn man die Noth einer armen Frau, die vier Kinder ernähren soll, begreift und zu lindern sucht?" fragte sie,

ihn groß ansehend. „Wissen Sie auch, daß solch eine dumme Kuh oft der einzige Reichthum armer Tagelöhner ist, wissen Sie, was es heißt, sein Lebtag gearbeitet zu haben und dann doch dem Ruin, dem unverschuldeten Ruin sich gegenüber zu sehen? Es ist weit weniger schlimm, wenn morgen einer Ihrer Standesgenossen den drohenden Verlust reicher Güter fürchtet, als wenn diese Frau um das Leben ihrer Kuh bangt, denn hier wird das Letzte und Einzige gegeben."

„Ist Fräulein Veronika nicht wie gemacht zum Advokaten?" rief Alfred seinem Bruder mit spöttischem Tone zu. „Schade, daß sie zu schön für ein staubiges Actenzimmer ist. Man müßte ihr einen Associé suchen, der in der Gerichtsstube Spruch und Urtheil verkündet, was sie in ihrem Salon fällt."

Das junge Mädchen erröthete, nicht unter dem Spott, aber unter Richards warmem Blick, den sie auf sich gerichtet fühlte. „Ich brächte meinem Associé sehr wenig Wissen und Erfahrung mit", sagte sie; „nichts als Rechtsgefühl."

„Ein sicheres Rechtsgefühl ist die Basis aller

guten Eigenschaften", fiel Richard mit Wärme ein; „darin ist Klugheit und Wissen."

„Auch Güte?" fragte Veronika.

Er zögerte ein wenig. „Auch Güte", erwiederte er, „sie liegt in der Gerechtigkeit, und was darüber hinausgeht, ist Schwäche. Stimmen Sie mir nicht bei?" fragte er, als sie die Antwort schuldig blieb.

„Nein", sagte sie ehrlich, „mein Verstand giebt Ihnen wohl Recht, aber mein Herz nicht."

„Folgen Sie denn so überwiegend Ihrem Herzen?" forschte er nicht ohne eine leise Mißbilligung.

„Ich ziehe es wenigstens zu Rathe", entgegnete sie. „Ein Leben mit seinen Pflichten und Mühen und Freuden, nur geleitet durch den Verstand, ist wie ein Tag ohne Sonne."

Richard nickte wie zustimmend einige Male mit dem Kopfe. Er dachte unwillkürlich, wie trübe und kalt, farblos sein ganzes Leben gewesen war, weil nie der Sonnenstrahl der Liebe hineinfiel. Veronika hatte Recht; Güte erwärmt und durchleuchtet das Herz, das eigne und das fremde, dem sie zu Theil wird.

Während dieser Unterhaltung, die wenig seinem Geschmack entsprach, ging Alfred mit Eva auf dem Fußpfad, der zu schmal für vier Personen war, voran. Er fand die junge Frau so unendlich viel angenehmer, und Veronika zu gewinnen blieb ihm immer noch Zeit, um so mehr, da er vor Richards Bewerbung sicher war. Eifer lag nicht in der Weise, wie Herr Roßdall das junge Mädchen unterhielt, aber eine ruhige, achtungsvolle Aufmerksamkeit, die ihr wohlthat, nachdem was sie durch ihn gelitten hatte. Das Wenige, was er fragte oder bemerkte, interessirte sie und da Alles das innerhalb ihres Lebenskreises lag, so wußte sie ihm klare Auskunft zu geben und ließ ihn einen tieferen Blick in ihre Ansichten, ihre Neigungen und Beschäftigungen thun, als sie selbst es merkte. Er sah, daß ihre Interessen aufs Engste mit dem Kreise verwachsen waren, dem sie bis jetzt angehört hatte, daß sie sich in Beziehung zu den einfachen Menschen fühlte, denen sie ihre Theilnahme und Sorge zuwandte, daß sie, trotz ihrer Jugend, Ansehen und einen Einfluß besaß, den sie ohne alle Prätension zum Besten der Arbeiterfamilien geltend machte. Einfach, wie ihr

ganzes Wesen, so schien es ihm, war auch ihre Art, mit den Dorfbewohnern umzugehen; da war keine Spur von sentimentalem oder frömmelndem Wesen, was die Gabe verbittert und den Rath unverständlich macht; Alles schlicht und gerade, der Anschauungsweise der Leute entsprechend, ihren nächsten Bedürfnissen angemessen. Fräulein Veronika hielt freilich keine Mädchenschulen oder Erzählungsstunden für die Dorfkinder, sie las den spinnenden Frauen weder erbauliche, noch belehrende Schriften vor, und überwachte den Kirchenbesuch derselben so wenig, als das Wirthshausgehen des Mannes. Das Familienleben blieb ihr unter allen Umständen etwas Geheiligtes, und nie und nirgend mischte sie sich ein; aber eben deshalb suchte man Hülfe bei ihr und ließ sich ihre Worte gefallen.

Sie sagte Richard das nicht, aber er fand es heraus durch geschickte Fragen und Bemerkungen, auf die sie unbefangen einging. Die Aehnlichkeit mit Eva flammte dabei auf und erlosch wieder, je nachdem ihr eigenes Empfinden ihrer Schönheit eine bestimmte Färbung verlieh. Ja, ihrer Schönheit; es war das erste Mal im Leben, daß

Richard eine solche nicht bemerkte, sondern fühlte. Die kleine Gesellschaft erreichte zusammen das Haus; Frau Astenberg, welche Richard die Kränkung keineswegs vergeben hatte, nahm die Eröffnung, daß er wenigstens eine Woche lang bleiben werde, mit sichtbarer Beklommenheit auf. Ohne daß er es suchte oder wollte, hatte er seinem Bruder längst den Vorrang abgewonnen, wenn in Eva's und ihrer Mutter Augen auch nicht an Liebenswürdigkeit, doch an Bedeutung. Er war die Hauptperson, man machte ihn dazu, ohne daß er es selbst vielleicht merkte, er fühlte sich wie immer, wie überall, wo seine Persönlichkeit in die Verhältnisse eingriff.

Auf Frau Astenberg's Frage, ob er mit dem Herrn Baron am Familientisch erscheinen werde, oder es vorzöge, allein mit demselben zu speisen, flog sein Blick, Eva überspringend, rasch zu Veronika hinüber. Aber sie hatte keine Entgegnung darauf, auf der eben noch so klaren Stirn lag ein unmuthiger Zug, offenbar hervorgerufen durch die allzu dienstbereite Frage der Mutter.

„Natürlich speisen wir mit den Damen“, rief Alfred.

„Ich bitte, das durchaus nach Ihrer eigenen Bequemlichkeit einzurichten“, verbesserte Richard mit entschiedenem Ton; „ich wünsche während der Zeit, wo meine Anwesenheit hier geboten ist, so wenig Mühe zu bereiten, als möglich. Richten Sie daher Alles ein, wie es für Sie am einfachsten ist, der erklärliche Wunsch, mit den Damen zu speisen, darf nicht maßgebend sein.“

„Aber er kann erfüllt werden“, versicherte Eva, „sobald Sie selbst es als einen Wunsch zu erkennen geben, nicht wahr, Mutter?“

Richard verneigte sich flüchtig. „Die Majorität hätten wir“, sagte er lächelnd, „aber in diesem Falle handelt es sich doch um Stimmeneinheit. Was sagen Sie, Fräulein Veronika, ich bitte, sprechen Sie frei heraus.“

„Es wird mir angenehm sein, Ihren Wünschen entgegen zu kommen“, antwortete sie mit höflicher Kürze.

Damit war die Zustimmung ertheilt; war sie auch karg gegeben, Richard konnte ihr selbst das nicht verargen, er am wenigsten hatte ein Anrecht, von ihr ausgezeichnet zu sein. Auf Frau Astenberg's Vorschlag, sich ein Zimmer für seinen Aufent-

halt auszuwählen, schien er nicht eingehen zu wollen; er bleibe so kurze Zeit, meinte er, bedürfe während der Arbeit weder besondere Bequemlichkeit, noch Eleganz, man möge das erste, beste Zimmer herrichten. Nur die Frage, ob er mit seinem Bruder zusammenwohnen wolle, verneinte er entschieden.

Daß das Verhältniß der Brüder kein harmonisches war, fühlte sich rasch heraus, es war ja eine Verschiedenartigkeit der Naturen, die sich nur abstieß, niemals anzog. Die Oberflächlichkeit Alfreds im Wissen und Urtheilen, die Leichtfertigkeit, womit er Menschen und Verhältnisse behandelte und die verletzender noch wurde durch den Hochmuth, womit er das that, contrastirten zu auffällig mit Richards ernstem, fast schroffen Wesen, als daß jemals eine Uebereinstimmung denkbar gewesen wäre.

Veronika dachte heute, nun sie ihn länger sah, daß er mehr achtungswerth als verbindlich sei, mehr anständig als liebenswürdig. Der gänzliche Mangel an Geschmeidigkeit gab auch seinen wohlmeinendsten Aeußerungen häufig eine schroffe Form und wohl, weil sie so selten waren, erschienen dem jungen

Mädchen die wenigen verbindlichen Worte, die sie von seinen Lippen gehört, auffällig und anziehend.

An diesem Morgen sahen sie, nachdem Richard ein Zimmer angewiesen war, sich nicht wieder bis zu Tisch, wo Veronika auf Baron Alfreds Befragen erklärte, daß sie nach dem Essen hinunter wolle ins Dorf.

„Aber Sie können doch nicht allein durch das Stück Wald gehen", meinte Alfred, „eine Dame und in Ihrem Alter! Ich gehe mit Ihnen, wenn Sie es gestatten."

Sie lehnte das ab. „Ich danke Ihnen", sagte sie höflich, „aber wer allein durch den Wald geht, will dann eben keine Dame sein. Es ist nur eine halbe Stunde Weges, die Leute kennen mich Alle, mir thut Niemand etwas. Und unten die Tagelöhnerfamilie — es sind arme Leute, sie sind leicht verlegen und eingeschüchtert, wenn ein Fremder dazu kommt, aus lauter Respect sagen sie nicht, wie es ihnen ums Herz ist und wo es eigentlich fehlt, und das ist doch heute die Hauptsache. Ich halte mich dort nicht lange auf, ich gehe von da ins Pfarrhaus — Sie sehen, ich kann Sie nicht gebrauchen."

„Geht der Weg ins Försterhaus mit dem Ihrigen zusammen? Ich habe mit dem Förster zu sprechen“, sagte Richard, sich dem jungen Mädchen zuwendend.

„Nur eine Strecke, dann gehen die Pfade auseinander, der meine rechts, der Ihre links“, erwiederte sie. „Sie können nicht fehlen, ein schmaler Steg, der eine Schlucht überbrückt und den Sie passiren müssen, leitet Sie sicher auf den Weg.“

Er dankte ihr für die Anweisung, von einem Zusammengehen war nicht die Rede; er brach bald nach Tisch allein auf.

Auch Veronika ging. Das Gefühl tiefster Vereinsamung, was sie nach des väterlichen Freundes Tode beschlichen hatte, war durch Eva's Gegenwart gewichen, die Eindrücke der letzten Tage vollends hatten sie aus ihrer stillen Trauer gerissen, sie war wieder frischer, elastischer, als in den Wochen vorher, wo sich ihrer eine Passivität zu bemächtigen drohte, die ihrem innersten Wesen doch so fremd war.

Als sie an die Stelle kam, wo der Weg zum Försterhause abbog, stand sie still und sah den Pfad entlang. Es war nur ein Fußweg, unter-

brochen durch eine tiefe Schlucht, die an dieser Stelle die Höhe zerklüftete und hinab zu einem schmalen Hohlwege führte, den die Dorfbewohner benutzten, wenn sie die Chaussee erreichen wollten. Derselbe war uneben und steinig, die beiden abfallenden kantigen Wände der Höhe sehr steil und nur verbunden durch einen Steg, an dessen einer Seite ein Baumast als Geländer herlief. Der Uebergang wurde fleißig benutzt von Allen, die über die Höhe mußten, und obwohl etwas morsch durch Alter und die Einflüsse der Witterung, trug doch Niemand Bedenken, den Steg zu betreten.

Veronika indessen wandte sich links. Man hatte sie schon mit Sehnsucht erwartet, als sie im Dorfe ankam, sie erschien selten ohne einen guten Rath, und selten mit leeren Händen.

Die Kuh war allerdings noch krank, aber der Thierarzt, welchen Veronika hatte rufen lassen, hatte doch Muth gegeben, und er wurde verstärkt durch ein blankes Geldstück, welches das junge Mädchen in den Schooß der weinenden Frau fallen ließ.

Viel schlimmer sah sie die Last an, welche der kleinen Familie durch die Zurückkunft des gemüths=

kranken Sohnes erwuchs, obwohl die Frau versicherte, daß er ganz friedliebend sei, so lange es nicht stürme oder gar ein Gewitter heraufziehe; dann werde er aufgeregt und zornig, wild wie das Wetter selbst.

Veronika war der Meinung, daß der Geisteskranke, wenn aus Mangel an Mitteln auch nicht in eine Anstalt, so doch in sicherere Pflege und Hut gegeben werden müsse, als Frau Anne ihm bei den drei eigenen kleinen Kindern könne angedeihen lassen; sie stellte Eva's Unterstützung in Aussicht und versprach, noch heute mit dem Pfarrer zu reden, daß von Gemeindewegen das Uebrige geleistet werde, um dem Kranken ein sicheres Unterkommen zu schaffen.

Die Tagelöhnerin war tief gerührt. Vergebens sah sie sich nach ihrem Stiefsohn um, damit das Fräulein ihn sehe.

„Denn er ist groß und stark geworden“, sagte die Frau, „man sieht ihm nicht an, daß er zu Jacobi erst achtzehn wird. Er hat Kräfte wie ein Mann und Hunger auch.“

„Deshalb könnt Ihr allein ihn auch nicht verpflegen und satt machen“, sagte Veronika.

„Aber Ihr solltet ihn, so lange er bei Euch ist, doch nicht so allein umherstreifen lassen, Anne, man kann nie wissen, wie lange die friedsame Laune vorhält. Wo mag er nun sein?"

Die Frau zuckte die Achseln. „Weit ist er gewiß nicht, Fräulein Veronika, wir haben auch nur heute nicht gut Obacht gegeben, wo das Unglück mit der Kuh kam. Er wird oben im Walde sein und da hat's keine Noth, da wird er wohl zusehen bei der Arbeit, der Herr Förster läßt Holz schlagen."

Das junge Mädchen nickte. „Nun, dann ist's gut, Anne. Und im Uebrigen laßt den Kopf nicht hängen und den Muth nicht sinken. Es ist noch Keiner stecken geblieben, der ernstlich voran will."

Im Pfarrhause war Veronika immer ein lieber Gast; sie fand für ihre kleinen Wünsche stets offene Herzen und ein geneigtes Ohr; die Hausfrau hatte ihr mehr als einmal das Lob ertheilt: „das müßte eine tüchtige Pfarrerin geben."

Das junge Mädchen, wenn sie je es einmal gehört, hatte immer dazu gelacht. Sie verstand niemals die Anspielungen der alten Dame, deren

Aeltester ein blonder, hochaufgeschossener Candidat war und Fräulein Veronika, im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über die Nußdorfer Männerwelt, zuweilen andichtete. Sie blieb unbefangen und freundlich und erhielt sich damit die Herzen geneigt.

Ihrem heutigen Vorschlage stimmte der Pfarrer um so leichter bei, als derselbe durch Eva's in Aussicht gestellte Geldspende die wirksamste Unterstützung erhielt, und so wollte Veronika am Spätnachmittage den Rückweg antreten. Aber davon wollte man nichts wissen, man wollte nicht nur Geschäftliches mit ihr geredet haben, die Hausfrau verlangte ihren Theil daran, und versprach, ihr Eheherr solle Veronika auf den Weg bringen.

Es war ein schwüler Tag gewesen, die Hitze, die still und erdrückend auf allem Lebendigen gelegen, würde Viele von dem Gange der Menschenliebe abgehalten haben. Veronika fühlte die Ermüdung erst jetzt, wo sie ihre Pflicht gethan hatte und scheute nur den Rückweg, da es noch immer sehr warm war. Sie ließ sich daher bereden, zu bleiben und gab auf die etwas neugierigen Fragen der Hausfrau über die Testamentseröffnung Auskunft. Es war ein kurzer und widerwilliger Be-

scheid, man sah ihr an, wie ungern sie von der Sache sprach, die ihr Gefühl so peinlich berührt hatte, allein sie hatte sich längst gesagt, daß diese Sache kein Geheimniß bleiben könne, daß ihr fernerer Aufenthalt auf der Hütte durch irgend eine Erklärung motivirt werden müsse.

Bei dem Erstaunen und den Vermuthungen der Pfarrerin verhielt sie sich stillschweigend, nur ihre Neckereien wies sie entschieden und würdevoll zurück, und so groß war der Einfluß, den sie in ihrer Einfachheit auch hier ausübte, daß die Pfarrerin davon abließ, ohne sich irgendwie gekränkt zu fühlen.

„Nun sagen Sie mir nur Ihr Urtheil, Veronika, über die Beiden“ — sie verschluckte das Wort „Freier.“

„Den Baron von Langenbühl kennen Sie ja“, entgegnete das junge Mädchen, „wozu nützt Ihnen mein Urtheil, wenn Sie selbst sich eins bilden können.“

„Nun und der andere, der Banquier?“

Veronika erröthete leicht. „Er ist mir noch so fremd, daß es vorschnell sein würde, eine Meinung über ihn festzustellen.“

Die Pfarrerin drohte mit dem Finger, allein sie besann sich rasch wieder bei Veronika's ernstem Gesicht. „Ich meine ja nur, wie er Ihnen erscheint, liebe Veronika. Jung, hübsch, klug, zuvorkommend?"

„Er scheint mir nahe den Dreißigen und ich finde ihn nicht schön", entgegnete Veronika, der Fragerin ehrlich ins Gesicht schauend, „allein die Kraft und Entschlossenheit, die aus seinen Zügen spricht, hat etwas Imponirendes. Zuvorkommenheit scheint seine Sache nicht, obgleich man nicht sagen kann, daß er den Anstand verletzt."

„Aber neulich, Kind, neulich?" zweifelte die Pfarrerin.

„Soll er aus lauter Zuvorkommenheit ein Schuft sein?" erwiederte das junge Mädchen mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „und muß er an der Wahrheit sündigen, weil Herr Reefz die Klugheit verletzte?"

„Also zuvorkommend ist er nicht", fuhr sie ruhiger fort, als sie das erstaunte Gesicht der Pfarrerin bemerkte, „hübsch auch nicht. Er scheint mir ein ruhiger, besonnener, leidenschaftsloser Mann zu sein, der wenig redet und viel schafft."

Die Pfarrerin schwieg lächelnd. Da war keine Gefahr für ihren Erstgeborenen, ihren blonden Candidaten. Wie gefühlvoll war der, voll welch zarter Aufmerksamkeit. Der alte Neefz war ihrer Meinung nach doch ein Schlaukopf gewesen, daß er das Mädchen so hoch im Preise hielt; welche Anstrengungen um ihre Gunst würde dies eine Jahr zu Tage bringen; hätte man nur gewußt, wie es sich lohnte. Die würdige Frau berechnete im Stillen, welch eine Partie Veronika sein würde, falls ihr die Erbschaft allein zufiele; nach den bekannt gewordenen Vorfällen und Veronika's heutigen Aeußerungen stand dem blonden Candidaten noch immer eine Frage an das Schicksal frei.

Inzwischen begann es kühler zu werden, es machte zuweilen ein Windzug sich auf und die Sonne ging zur Neige. Aber nicht deshalb allein wich das Licht; am Himmel stiegen langsam schwere Wolken auf, ein bedrohliches Zeichen nach der Schwüle, welches das junge Mädchen zum Aufbruch mahnte. Der Pfarrer bestand darauf, sie, wie er versprochen, wenigstens ein Stück Weges zu geleiten, und Veronika würde ihn nicht daran gehindert haben, wenn nicht im selbigen

Augenblicke athemlos ein Bauer aus dem Dorfe gekommen wäre, der vom Pfarrer für sein sterbendes Kind die Nothtaufe verlangt hätte.

Hier war Herrenpflicht auch Gottespflicht; der geistliche Herr machte mit dem Bedrängten sich ohne Säumen auf den Weg, und Veronika schickte sich an, allein zu gehen. Sie lehnte das Anerbieten der Pfarrerin, ihr eine Magd mit auf den Weg zu geben, entschieden ab. „Zwei Schutzbedürftige“, lachte das junge Mädchen, „das würde die Lage nicht verbessern, und was die Magd leistet, kann ich auch. Es ist ja noch hell, ich bin das Stückchen Weges hundertmal allein gegangen, ohne beschützt zu sein; wenn der Herr Pfarrer mit mir gehen wollte, so nahm ich's an, weil der Abend kühl genug dazu war und mir seine Gesellschaft so lieb ist. An der Dorte liegt mir nichts.“

Damit hatte sie, wie immer, ihren Willen erklärt, ohne sich auf lange Gegenvorstellungen einzulassen und verabschiedete sich nun rasch, um sich weder von der Dunkelheit, noch dem allerdings drohenden Gewitter überraschen zu lassen. Allein sie war kaum aus dem Dorfe und zwischen den

Feldern, als der erste leise Donner sie zur Umkehr mahnte. Sie stand still und horchte; es klang noch sehr fern. Die Sonne hatte sich freilich ganz verkrochen, und der leise kräuselnde Wind, der über das Kornfeld dahinstrich, war auch kein günstiger Vorbote, aber die Beharrlichkeit, die in Veronika's Charakter lag, die, sobald sie nicht das Interesse Dritter in Frage stellte, selbst an Eigensinn grenzen konnte, ließ sie die Warnung übersehen und drängte sie vorwärts. Der Wald war bald erreicht und, wie sie sich überredete, auch durchschritten. Der Mutter und Eva wurde unnöthige Sorge und ihr selbst die Langeweile des Abwartens erspart.

Sie ging sehr rasch. Den leichten Strohhut am Arm, das braune Haar aus den Schläfen gestrichen und die Wangen geröthet vom raschen Gang, war sie so lieblich anzuschauen, daß ihre Behauptung dem jungen Baron gegenüber: „Mir thut Niemand etwas“, durchaus begründet erschien.

Die Menschen nicht, das war schon richtig, allein Wind und Wetter nehmen keine Rücksicht auf menschliche Schönheit und Güte. Veronika

hatte kaum den Wald erreicht, als ein lauter Donner über ihrem Haupte dahinrollte.

Sie blieb etwas bestürzt stehen, sie hatte keine Angst vor einem Gewitter, aber sie scheute den Regen, der es gewöhnlich begleitet und den die ungewöhnlich schweren Wolken reichlich in Aussicht stellten. Die Bäume boten eine Zeit lang wenigstens sicheren Schutz; der Feldweg zum Dorfe zurück, der nicht kurz war, gewährte ihr nicht die mindeste Zuflucht. Und dann — zurück, es war ein Wort, welches Veronika schon als Kind nicht geliebt hatte.

Die Dunkelheit nahm rasch zu, die dichtbelaubten Bäume, deren Schutz ihr noch eben angenehm geschienen hatte, vermehrten dieselbe; Veronika ging schon in tiefer Dämmerung. Ein paar mal war es ihr, als ob nahe an ihrem Wege eine Gestalt aufspringe und vor ihr hereile, ein wunderbarer, unarticulirter Laut, ähnlich einem menschlichen Schrei, erreichte ihr Ohr; aber es konnten die zunehmenden Schatten sein, das Rascheln des Windes.

Mit einem Male kam ihr der Gedanke an den Irrsinnigen, und ihr Herz schlug schneller.

So allein dem Verrückten im Walde zu begegnen, das war doch etwas, was ihren Muth auf eine größere Probe setzte, als ihr lieb war. Und seine Mutter hatte ihr gerade gesagt, daß Naturereignisse unheilvoll auf den Geisteskranken wirkten, daß sie ihn wild und gefährlich machten. Veronika eilte rastlos weiter; es blieb sich jetzt gleich, ob sie vor- oder rückwärts ging, er konnte sie so gut einholen, als ihr begegnen. Sie erinnerte sich, daß die Tagelöhnerin von Holzfällern gesprochen hatte, vielleicht waren sie in der Nähe, oder doch auf dem Heimwege begriffen, und also Hülfe zu erlangen, wenn es Noth that.

Indessen wurde der Donner stärker und leuchtende Blitze erhellten den Wald; das Gewitter zog näher und die Wolken thürmten sich schwarz auf einander. Fast athemlos hatte das junge Mädchen endlich die Stelle erreicht, wo der Steg über den Hohlweg zum Försterhause hinführte und unwillkürlich flogen ihre hülfesuchenden Blicke hinüber in das Waldesdunkel, ob sie Richard erspähe.

Niemand kam, wie Niemand ihr begegnet war, aber statt dessen hörte sie neben sich ein heiseres

Gekicher — ein Mensch mit wilden, verzerrten Zügen sprang aus dem Buschwerk und erfaßte sie am Kleide.

Diesmal war es keine Beherztheit, welche sie still stehen und ihn mit großen Augen lautlos anstarren ließ. Das Entsetzen lähmte ihre Zunge, daß der Hülfeschrei sich nicht losringen konnte von den bebenden Lippen.

Der Irre fletschte die Zähne und grinste — er sah aus, wie ein wildes Thier, bereit, bei der geringsten Bewegung seiner Beute sich auf sie zu stürzen.

So standen sie wohl eine Minute, eine lange, qualvolle Minute, Aug' in Auge, ohne daß einer von Beiden sich rührte. Veronika's Schrecken war größer gewesen, als ihre Furcht; ihre Geistesgegenwart und ihr angeborner Muth kehrten rasch zurück unter den unheimlichen Blicken des Verrückten, sie wußte, daß das geringste Zeichen von Furcht ihr Verderben sein könne.

„Laß los", herrschte sie, als gerade ein leuchtender Blitz die Umgebung grell beleuchtete und ihr, fast unmittelbar zu ihren Füßen, etwas Glänzendes, Metallenes zeigte, „laß los oder —"

Ein lauter, fast unmittelbar folgender Donnerschlag verschlang ihre Worte und den jammervollen, klagenden Schrei des Irren, der zurücktaumelnd das Gesicht mit den Händen bedeckte und so das Gewand des jungen Mädchens fahren ließ.

Sich frei fühlen und rasch den glänzenden Gegenstand zu ihren Füßen erfassen, war eins bei ihr. Es war eine Säge und eine Axt — die Holzhauer mußten in der Nähe sein. Beide Sachen hob sie auf und hielt sie zur Wehr in den zitternden Händen, und es war Zeit, denn der Verrückte hatte sich erholt und näherte sich ihr wieder.

„Rufe die Männer, denen dies gehört", sagte sie laut und gebieterisch; „lauf schnell, oder —"

Sie hob wie drohend die Axt in die Höhe und der Irre duckte sich eingeschüchtert an den nächsten Baumstamm.

Sie wandte dieselbe Vorsicht an und lehnte sich an eine mächtige Eiche, deren Stamm, ob auch die Krone verwittert war, ihr Schutz bot.

„Wo ist der Mann, dem die Säge gehört?" fuhr sie kühner gemacht mit strengem Blick und

einer Rauheit im Tone fort, die ihr zum ersten Male zu Gebote stand.

„Die Säge gehört dem Jakob und die Axt auch, und hier der Zimmerplatz auch“, rief der Irre weinerlich. Es war eine Lichtung, auf der sie sich befanden, er konnte es in sofern einen Platz nennen.

„So rufe mir Deine Gesellen“, sagte sie, auf seine Idee eingehend, „und dann geh hinab, es ist Feierabend.“

Er sah sie einen Augenblick listig an, vielleicht mit diesem Gedanken spielend, aber der nächste Donnerschlag vernichtete denselben. Der Kranke heulte laut auf und stürzte vorwärts mit ausgebreiteten Armen, offenbar um Schutz suchend in seiner Todesangst, das junge Mädchen zu umklammern.

Aber diese hob hoch den Arm. „Zurück!“ schrie sie, „oder ich schlage zu. Fort mit Dir!“

Wie das erste Mal blieb er eingeschüchtert stehen; diesmal noch mehr von der blitzenden Waffe, als von ihrem drohenden Wort, und bedeckte wieder mit der Hand die Augen zum

Schutz gegen den Blitzstrahl, der jäh herniederfuhr.

Hülfesuchend blickte das junge Mädchen umher. Sie sah, daß sie die augenblicklichen Angriffe des Verrückten vielleicht abwehren, nicht aber ihn selbst verscheuchen könne, so lange die Angst vor dem Gewitter ihn aufregte und noch mehr verwirrte. Die Holzhauer waren doch wohl nicht mehr nahe genug, ihre lauten, drohenden Worte hätten sonst gehört werden müssen; ein Hülfeschrei hätte keine bessere Wirkung gehabt, sondern würde höchstens, von dem Irren begriffen, ihm ihre Angst verrathen haben.

Sie beschloß, ihn womöglich zum Reden zu bringen und sich daraus irgend eine Gewißheit über die Nähe der Arbeiter zu verschaffen. „Was hast Du gesägt und gezimmert?“ fragte sie, „laß mich die Arbeit sehen.“

Der Verrückte lächelte verschmitzt, die bleichen, verzerrten Züge drückten eine unverkennbare Genugthuung aus.

„Einen Tanzboden — sollen D i e springen!“ kicherte er.

„Wo ist der Tanzboden?“ fragte Veronika

kurz und erneute beharrlich die Frage, bis der Donner, der den Unglücklichen jedesmal in Schrecken verstummen ließ, verhallt war.

Inzwischen wurde es immer dämmeriger; schwere Regentropfen schlugen prasselnd auf das Laubdach der Bäume und durch die verwitterte Krone der Eiche auf die Stirn des jungen Mädchens. „Wo ist der Tanzboden?“ wiederholte sie.

Jakob wies pfiffig auf den schmalen Steg. „Wer da hinübergeht, muß springen“, lachte er. „Ich habe ihn durchgesägt und zerschlagen; in der Mitte ist das Loch, wo sie hindurchspringen, erst der fremde Herr und dann die Botenliese.“

Jetzt erst lenkte Veronika's Blick sich auf die bezeichnete Stelle. Obgleich mit Laub und Zweigen bestreut, war doch durch den Sturm genug davon verweht und hinabgefallen, um trotz der Dämmerung zu erkennen, wie der Steg, nahe der Stelle, von wo sie selbst ihn hätte betreten können, durchgesägt sei, und zwar so gefährlicher Art, daß ein Stück der Bohle fehlte. Jakob mußte liegend und, seinen Stützpunkt noch auf dem Waldrande habend, weit ausgegriffen und so das Zerstörungs-

werk mit der den Verrückten eignen Schlauheit und Zähigkeit vollbracht haben.

Wer von drüben über den Berg kam, konnte bei der starken Dämmerung unmöglich etwas davon bemerken, er würde nicht einmal Arg daraus haben, wie bedenklich das Brett sich geneigt hatte, dem an der Stelle, von wo Veronika den Steg übersehen konnte, auch das Geländer fehlte.

Von hier aus ließ die Gefahr sich noch allenfalls erkennen und vermeiden, nicht aber von drüben, von woher Abends die alte Botenliese kam und heute auch Richard, wenn er nicht vor dem Gewitter aufgebrochen war.

Jakobs Worte ließen an dieser Wahrscheinlichkeit zweifeln, vielmehr schien er gerade diese beiden Personen zu erwarten und zu seinem Opfer ausersehen zu haben.

Veronika trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn, sie mußte ausharren, mußte, so furchtbar ihr das Alleinsein mit dem Verrückten im Walde auch war, Menschen erwarten, um ein Unglück zu verhüten.

Der Regen rauschte jetzt in Strömen hernieder, das leichte Sommerkleid, was sie trug,

war gänzlich durchnäßt, und so wartete sie eine lange Viertelstunde nach der andern auf menschliche Tritte, die ihr Hülfe bringen sollten. Noch immer hielt sie die Werkzeuge fest, mit denen Jakob seine schlimme Arbeit vollbracht hatte und keine Bewegung desselben, der in ihrer Nähe kauerte, entging ihrem gespannten Blick. Seine Unruhe schien in dem Grade abzunehmen, wie das Gewitter nachließ, sie wagte es aufs Neue, ihn anzureden.

„Geh heim zum Abendbrod", sagte sie, „die Andern essen."

Er sah umher, indem er sich erhob und näherte sich ihr. „Ich will die Botenliese hinunterspringen sehen, und den fremden Herrn auch", sagte er, „der mir kein Brod geben wollte."

„Hast Du den fremden Herrn hier im Walde gesehen?" fragte sie.

Er nickte und zeigte mit der Hand hinüber in das Dunkel, den Weg zum Forsthause hin.

„Er hatte kein Brod", sagte sie.

Der Irre lachte. „In seiner Rocktasche hat er's und die Botenliese in der Kiepe. Sie hat mich

mit ihrem Stock über die Hand geschlagen, als ich hineingriff."

„Hast Du denn Hunger?" fragte das junge Mädchen.

Jakob nickte und hielt kläglich die Hand auf.

„Ich habe nichts", erwiederte Veronika erschrocken bei dem Gedanken, er möge sich über ihre Weigerung erzürnen, wie er augenscheinlich bei Richard es gethan. „Aber ich bin auch hungrig; die Mutter hat die Abendsuppe fertig, lauf hinab und iß und dann komm wieder, damit ich auch gehe. Ich bleibe unterdessen hier und lasse die Botenliese und den fremden Herrn hinabspringen."

Der Verrückte stieß ein Gelächter aus und klatschte vor Vergnügen in die Hände. „Thut mir Keiner etwas?" fragte er und sah aufwärts.

„Keiner", erwiederte sie; „es regnet nur. Lauf schnell, Jakob, und sage der Mutter, sie soll auch mitkommen, sie soll auch die Geschichte von der Liese mit hören."

Die Aussicht auf das Abendbrod, mit der Gewißheit, daß Veronika während dessen seine Stelle einnehmen würde, stimmten den Unglücklichen willfährig und vergnügt; die nach dem

Gewitter eingetretene Kühle sänftigte in etwas die furchtbare Aufregung, in welcher er sich befunden hatte. Gehorsam lief er von dannen, die dunklen Bäume hatten ihn alsbald Veronika's Blicken entzogen.

Lang und tief athmete das junge Mädchen auf, sie kam sich vor, wie gerettet aus schwerer Gefahr, als sie erschöpft zur Erde glitt, um auf dem nassen Grase einen Augenblick zu ruhen. Ihre Füße versagten ihr den Dienst, ihre Knie zitterten, nach der furchtbaren Anspannung aller Nerven trat nun eine ohnmachtähnliche Erschlaffung ein.

Hätte sie jetzt rasch den nicht mehr weiten Weg zum Hüttenwerk verfolgt, entgegengesetzt der Richtung, welche Jakob eingeschlagen, sie wäre außer dem Bereiche aller Gefahr gewesen. Aber selbst als die augenblickliche Schwäche überwunden war, dachte sie nicht daran, es zu thun. Jeden Augenblick mußten, nach des Verrückten in diesem Falle gewiß sicheren Berechnung, die Botenfrau sowohl, als Richard des Weges kommen, jeder Augenblick mehrte die Gefahr, es war für Veronika undenkbar, jetzt ihren Posten zu ver-

lassen. Selbst die Idee, daß die unberechenbaren Gedanken des Kranken ihn wieder zur Umkehr bewegen und sie einer erneuten Begegnung mit ihm aussetzen könnten, war nicht stark genug, sie eine Vorsichtsmaßregel ergreifen zu lassen, die sie vor sich selbst mit dem Worte Feigheit bezeichnet haben würde.

Mehr als einmal täuschte sie das Rauschen des Windes, daß sie fragend hinausrief in die tiefe Dämmerung, ehe endlich eine Stimme ihr antwortete; eine Stimme, die in diesem Augenblicke ihr klang, wie Himmelsgeläut.

„Wer fragt, wer ruft?“ rief Richards tiefe und klangvolle Stimme.

„Ich. Es ist Veronika“, antwortete sie. „Halten Sie an, gehen Sie nicht über den Steg, er ist zerstört und Sie stürzen hinab.“

„Fräulein Veronika!“ sie hörte seine Ueberraschung aus dem Tone, womit er ihren Namen nannte. „Wie kommen Sie hierher, Fräulein Veronika? Sind Sie allein, zu dieser Stunde und in diesem Wetter?“ fragte er mit mehr Hast, als man seinem sonst so ruhigen Wesen zutrauen konnte.

„Ja“, entgegnete sie. „Der irrsinnige Sohn der Tagelöhnerin, von dem wir heute Mittag sprachen, hat in einem Anfalle von Wuth den Steg zerstört. Ich erfuhr es, als ich zu Haus wollte, denn der arme Mensch begegnete mir hier und verrieth mir, daß es auf Sie und die Botenfrau abgesehen sei. Da blieb ich, um ein Unglück zu verhüten.“

„Allein mit dem Verrückten in dieser Einsamkeit?“ rief er bestürzt. Sie antwortete nicht, sie wollte die Bewunderung nicht hören, die sein Ton unwillkürlich aussprach.

„Ist es unmöglich, daß mich der Steg noch trägt?“ fragte er.

„Unmöglich. Sie können nicht mehr deutlich sehen, wie tief er sich abwärts neigt. Wenige Schritte und Sie würden hinabstürzen.“

„Wie komme ich am schnellsten zu Ihnen hinüber?“ fragte er weiter.

„Sie müssen beinahe bis zum Dorfe, oder entgegengesetzt bis zur Chaussee, um einen bequemen Weg zu finden“, sagte sie.

„Bequem — warum soll der Weg bequem sein?“ entgegnete er kurz. „Haben Sie das ge-

fragt, als Sie hier in Unwetter und Dunkelheit warteten? Sollte es nicht gehen, daß ich hier an dieser Seite hinab- und an jener hinaufkletterte? Ich kenne freilich das Terrain nicht, aber so viel ich in dem Dämmerlicht unterscheiden kann, scheint mir der Abhang wenigstens an dieser Seite ziemlich mit Gestrüpp bewachsen und auch nicht übermäßig steil."

„Nein, nein, um Gotteswillen, thun Sie es nicht", rief sie und die vorhin so ruhige Stimme zitterte ängstlich. „Wollen Sie denn muthwillig das Unglück herbeiführen, was ich verhüten wollte? Unkundig des Weges, in dieser Dunkelheit, kann ein einziger falscher Tritt Ihr Tod sein."

Er antwortete ihr nicht, aber sie hörte an dem Geräusch, an dem Knacken des Buschwerkes, daß er ihrer Worte nicht achtete und hinabstieg. Es war eine Höhe von mindestens fünfundzwanzig Fuß. Veronika hielt in stummer Angst die Hände gefaltet.

„Unten bin ich", rief er nach einigen Minuten, munterer als sie bisher ihn noch gehört, „nun gilt's nur noch hinauf zu Ihnen."

Dies Stück Arbeit war etwas beschwerlicher,

der Abhang war an dieser Stelle steiler und kantiger, aber Veronika konnte aus dieser Nähe trotz der tiefen Dämmerung noch unterscheiden, wie kräftig und gewandt er war. Noch ein Schwung und er war oben, stand vor ihr und hielt ihr die Hand zum Gruße hin, in die sie bebend die ihrige legte.

„Da bin ich“, sagte er, „und Dank für Ihre Sorge. Aber warum zittern Sie so?“ fragte er und suchte vergebens in ihre Augen zu sehen, „ich glaubte, Fräulein Veronika kennte keine Schwäche.“

Er berührte leicht ihr Haar und ihren Arm. „Mein Gott, wie durchnäßt Sie sind“, sagte er erschrocken; „haben Sie das ganze Unwetter hier im Walde abgehalten?“

Sie bejahte und erzählte ihm ihr verspätetes Aufbrechen, ihr Zusammentreffen mit dem Irren, seine List, seine Angstausbrüche und ihre Besorgniß.

Jetzt erst begriff er ihre Erregung. Wäre es hell gewesen, sie hätte zum ersten Male diese ernsten Augen in freudiger Bewunderung erglänzen sehen können, aber viel Worte standen ihm nicht zu Gebote.

„Sie sind besonnen, wie keine andere Frau, die mir begegnet ist“, sagte er nur; „eine solche Frau ist ein Segen für ihre Umgebung, für Alle, die mit ihr in Berührung kommen. Sie werden sich müde und abgespannt fühlen; Sie haben nun einen Beschützer auf dem Heimwege, es soll Ihnen nichts Schlimmes mehr begegnen.“

„Und die Botenfrau?“ fragte sie vorwurfsvoll, „soll ich sie ihrem Schicksal überlassen?“

Er schlug sich vor die Stirn. „An die Botenfrau habe ich nicht mehr gedacht. Es ist nicht Selbstsucht — von den raschen und undeutlichen Mittheilungen dort drüben herüber, griff ich zunächst nur auf, was mich betraf. Natürlich muß man sie abwarten, wenn irgend anzunehmen ist, daß sie dieses Weges heute noch kommt. Aber das Abwarten ist nun meine Sache.“

„Und ich?“ fragte sie. „Ich möchte lieber hier bleiben. Wer weiß, ob der Jakob wirklich zu Hause ist, ob er nicht doch irgendwo noch steckt, wenn auch nur, um die Holzfäller zu suchen, denen er wahrscheinlich während des Vesperbrodes, oder während sie mit Aufladen beschäftigt waren, unbemerkt Axt und Säge entwandt hat. Solch

ein Verrückter ist unberechenbar, ich möchte ihm heute nicht noch einmal begegnen.“

„Da haben Sie recht“, sagte er schnell. „Sie sollen und dürfen keinen Augenblick länger bleiben, ohne Beistand im Dunkeln sein. Aber durchnäßt und müde wie Sie sind, ist der Aufenthalt hier so schlecht als möglich für Sie. Und dann — wird die Botenfrau die Einzige sein, die noch den Steg benutzen will? Es ist eine verzweifelte Lage Ihrethalben. Sie können doch nicht die Nacht hier aushalten; und ich kann Sie so wenig allein gehen, als allein bleiben lassen.“

Sie lachte zum ersten Male wieder. „Ich habe viele gute Aussichten; eine wird sich wohl erfüllen. Der Jakob kann unten wirklich angelangt sein und von mir gesprochen haben, in dem Falle wird seine Mutter mitkommen und uns ablösen. Wir schicken dann Leute von der Hütte mit einer Stange und einer Laterne daran. Oder: die Holzfäller, wenn sie nicht gar zu phlegmatisch und noch in der Nähe sind, sehen nach dem vermißten Arbeitszeug. Oder: die Botenfrau kommt und wir schicken sie sogleich zurück nach dem Försterhause, um besagte Laterne für

etwa noch des Weges Kommende zu holen und aufzustecken."

„Sie überflügeln mich in Rath und That", sagte er.

„Das macht, weil mir, sobald ich nur von der drohenden Gegenwart des Verrückten befreit war, Zeit genug zum Ueberlegen blieb", entgegnete sie.

Ihre Ruhe und Einfachheit berührte ihn im Stillen sehr angenehm. „Ich kann leider so gar nichts thun, Ihnen die unangenehme Lage zu erleichtern, nicht einmal einen leidlichen Sitz für Sie herrichten. Mein Rock, den ich allenfalls als Decke hätte anbieten können, ist durchnäßt wie das Gras", sagte er nach einer Weile.

Sie beschwichtigte ihn darüber in ihrer ruhigen Weise. „Die Unbequemlichkeit erträgt sich schon; mich verlangte nur nach eines Menschen Nähe, gleichviel, wer es sei; dieser arme Verrückte machte auf mich einen zu beängstigenden unheimlichen Eindruck. Kein Verfall, kein Ruin so traurig, als ein zerrütteter Menschengeist."

„Weil es das Beste ist, das Erhabenste, was die Natur geschaffen hat. Je stolzer die Höhe, je tiefer der Fall."

Er schwieg nach der kurzen Entgegnung. Seine Gedanken verweilten bei ihren ersten Worten, daß sie eines Menschen Nähe herbeigesehnt habe, gleichviel welches. Er war nicht eitel, hatte nie und nirgend gestrebt, der Held einer Mädchenphantasie zu sein, aber es war ihm nicht recht, daß Veronika so gar keinen Unterschied machte, daß Alfred, ja der Holzfäller, an den sie gedacht, ihr dasselbe gewesen sein würde, wie er.

Endlich wurden wieder Tritte laut; es war die Botenfrau und mit ihr ein Arbeiter, der noch nach dem Hüttenwerk wollte. Sie hatten das Gewitter bei dem Waldhüter abgewartet und sich deshalb verspätet. Nun konnte der Mann Wache halten, bis Hülfe geschickt wurde; die Frau ging auf einem Umwege dem Dorfe zu.

Auch das junge Paar schickte sich zum Heimweg an. Richard bot dem Mädchen seinen Arm als Stütze und sie legte den ihrigen ohne Zögern hinein. Sie fühlte, wie lächerlich und wenig angebracht eine Weigerung zu dieser Stunde und in dieser Lage gewesen sein würde. Dazu war sie zum Tode erschöpft, und er führte sie sicher und vorsichtig, mit fast zärtlicher Besorgniß, daß ihr

Fuß in der Dunkelheit nicht an die Baumwurzeln stieß, oder ausglitt auf den schlüpfrigen Nadeln der Tannen, die hier an manchen Stellen den Boden bedeckten. Sonst war er auffallend still; hatte er ihr mit den wenigen Worten vorhin Alles gesagt, oder wollte er ihr Ruhe gönnen, — er redete über das Ereigniß kein Wort mehr.

Mittlerweile hatte der Regen aufgehört. Der Himmel, obwohl nun im nächtlichen Kleide, war wieder klar, und eine entzückende Frische durchströmte den Wald. Richard ging mit seiner jungen Gefährtin so rasch, wie er ihren Kräften es eben glaubte zumuthen zu dürfen; ihre nassen Kleider machten ihm augenscheinlich Sorge, es sprach sich in den wenigen Worten, die er redete, so viel Aufmerksamkeit aus, wie Veronika sie ihm gar nicht zugetraut hatte.

Endlich theilte sich der Wald. Man hatte einen freien Blick, an dem klaren Nachthimmel zeichneten sich die Gebäude des Hüttenwerkes als eine dunkle Masse ab, in der aber jetzt ungewöhnlich viele hin und her sich bewegende Lichter flimmerten, während auf dem Hofe ein deutlich erkennbarer Menschenknäuel auf- und abwogte,

dessen verworrene Stimmen schwach herauftönten.

„Mein Gott! sehen Sie da hinab", rief Veronika erschrocken, „da ist ein Unglück geschehen. Das sind nicht Wolken, die da rechts so flüchtig hinziehen, das ist Rauch!"

„Etwas Außergewöhnliches muß es sein, aber doch nicht gerade ein Unglück", meinte er nach einer kurzen Prüfung. Er beugte sich hinab, ihr in die Augen zu sehen. „Und was es auch ist, ich glaube, Ihr Muth und Ihre Ausdauer überwinden viel."

Ein Mann, der eben vom Hüttenwerk heraufkam, überhob sie der Antwort; er konnte ihr die nächste Auskunft geben.

„Ach, Fräulein Veronika, sind Sie es?" rief er. „Ja, das war ein furchtbarer Schlag, in einem Nu schlug die Flamme zum Dache hinaus."

Veronika fuhr tödtlich erschrocken zusammen. „Meine Mutter — meine Schwester", stammelte sie bestürzt.

„Sind alle gut davongekommen", tröstete der Mann. „Beruhigen Sie sich doch nur, Fräulein Veronika, es ist keinem Menschen etwas ge-

schehen. Die Dore ist ein wenig betäubt gewesen, aber die ist schon wieder zu sich."

Ein heftiges Beben durchflog Veronika's Glieder. Die Aufregungen der letzten Tage und Stunden waren fast zu viel, selbst für ihren starken Geist. Richard sah sie zittern, er legte die Arme fest um ihre schlanke Gestalt und einen Augenblick fühlte sie den leisen flüchtigen Druck derselben.

„Wie erschrocken Sie sind", sagte er mitleidig, indem er fast zärtlich wie einem Kinde ihr das feuchte Haar streichelte, „es ist ja Alles gut."

Sie richtete den Kopf empor, aber die Arme, welche sie so sorgsam stützten, gaben sie noch nicht frei. „Ist das Feuer auch vollständig gelöscht?" fragte sie.

„Ganz und gar, Fräulein. Es waren ja gleich so viele Menschen zur Hülfe da. Nun kam uns die Spritze zu statten, die der selige Herr Neefz vor drei Jahren angeschafft hatte."

„Gottlob", sagte das junge Mädchen, „wie viel Glück haben wir heute gehabt, inmitten so vieler Gefahr!"

„Nun, es ist immer etwas zerstört dabei", meinte doch der Arbeiter, der den materiellen

Verlust in Rechnung brachte. Was das Feuer nicht fertig brachte, hat das Wasser gethan. Wüst genug aussehen thut's."

„Welcher Theil des Hauses hat denn gebrannt?" fragte Richard.

„Die Zimmer, die der selige Herr bewohnt hat; jetzt logiren ja wohl Fremde darin. Der Blitz ist durchs Dach in das Schreibzimmer des seligen Herrn gefahren; da drin ist Alles verbrannt, der Schreibtisch mit sämmtlichen Papieren, und der fremde Herr, den dieselben ja wohl etwas angehen, wie man hört, schlägt gewaltigen Lärm deshalb. Rechts und links sind nur die Zwischenwände ausgebrannt und Fußböden und Decken beschädigt; aber der Teufel holt sich überall den fettesten Bissen heraus."

„O, Haller, versündigen Sie sich nicht", sagte Veronika. „Wie kann man von Verlust sprechen, wo kein Menschenleben zu beklagen ist, deren so viele in Gefahr waren. Was wiegen dagegen die wichtigsten Papiere der Welt!"

Der Mann gab ihr Recht und verabschiedete sich; auch Veronika drängte nun vorwärts, aber Richard hielt sie noch zurück. „Sie sprechen sehr

gefaßt“, sagte er, „ich hoffe, die Unannehmlichkeit, die Sie so gering anschlagen, und die Sie denn doch näher angeht, als Sie denken, wird Ihren hochherzigen Ausspruch nicht Lügen strafen. Wissen Sie, was in dem Schreibtisch, an dem ich noch heute Vormittag gearbeitet habe, eingeschlossen lag?“

Veronika verneinte die Frage.

„Das Testament des Herrn Neefz, welches nach der vorläufigen Eröffnung wieder an den Platz gelegt wurde, wo es gefunden ward, während die Werthpapiere in dem Geldschranke des Bureaus sind. Findet von dem Testamente sich keine Abschrift bei dem Executor oder auf dem Gerichte, so können für Sie große Weiterungen daraus entstehen.“

Das junge Mädchen hatte ihm bei seinen Worten langsam ihren Arm entzogen. „Warum erinnern Sie mich an das Testament, welches mich tief verletzt hat?“ fragte sie herb. „Wollte Gott, es wäre verbrannt und ich könnte es vergessen.“

„Wenn keine Abschrift existirt, so kann man Ihre Rechte anfeinden“, begann er wieder.

„Ich habe und will keine anderen Rechte, als die auf meines alten Freundes väterliche Zu-

neigung, und Niemand wird sie mir rauben können", entgegnete sie etwas heftig.

„Ah, Fräulein Veronika, Sie wissen, oder müssen doch nun gleich uns Anderen es annehmen", fügte er sich verbessernd hinzu, „daß der Verstorbene Ihnen noch andere Rechte zuerkannt hat. Diese Rechte, die ich für meine Person Ihnen so gern zugestehen möchte, bestehen aber nur Kraft jenes Papieres und mit demselben sind sie vernichtet. Begreifen Sie nun, was Sie verloren haben?"

„Ja", sagte sie, „ich begreife das Alles und danke Gott. Mir ist damit eine lange Reihe von Kränkungen und Beschämungen erspart, die mir das Herz schwer gemacht und den Sinn verbittert hätten. Gott hat mir nichts Liebes genommen. Aber Sie, Herr Roßdall, haben Sie nichts verloren?"

„Ich?" fragte er mit eigenthümlicher Betonung, während er ihre Hand rasch und zärtlich drückte und das Mädchen mit sich fortzog. „Ich habe nichts verloren, Veronika, sondern ich habe in dieser Stunde, was nun auch kommen mag, für mein ganzes Leben etwas gewonnen."

V.

Es giebt in jedem Menschenleben Zeiten, wo die Ereignisse sich häufen, die Empfindungen sich steigern und deshalb der Zeitraum, in welchen sich das zusammendrängt, ein größerer zu sein scheint. Auch Veronika konnte, wenn sie zurückschaute, den Wechsel ihrer Gefühle und der äußeren Verhältnisse kaum den wenigen Monaten zuschreiben, die zwischen dem Tode des alten Herrn Neefz und dem Tage lagen, wo wir sie allein in dem Garten wiederfinden, der hinter dem Wohnhause des Hüttenwerkes sich ausdehnte.

Es waren Monate verstrichen seit jenem Abende, wo sie das Gewitter im Walde überstand, wo der Blitzstrahl in das Dach des Hauses schlug und seltsamer Weise auch die Wünsche und Absichten der Bewohner berührte und veränderte, und die bisher bestandenen Verhältnisse verschob.

Das Vorurtheil, welches Richard in so großem Maße gegen das junge Mädchen empfunden hatte, welches als Miterbin ihm zur Seite und als eine gute Partie in den Weg gestellt war, schien an jenem Abend, wo ihre Besonnenheit und Aufopferung für fremdes Wohl sie ihm in einem so ganz andern Lichte zeigte, einen nachhaltigen Stoß erlitten zu haben. Die Schönheit ihrer äußeren Erscheinung, welcher er jeden Einfluß auf sein Urtheil versagen wollte, wirkte doch mächtig auf ihn, nun sie der Ausdruck von Eigenschaften wurde, welche er so hoch schätzte. Wenn die Umstände, unter welchen sie ihm an jenem Abende begegnete, ihr muthiges Ausharren in Unannehmlichkeit und Gefahr, und die Unbefangenheit, womit sie ihre verletzte Eitelkeit dem gebieterischen Augenblicke unterordnete, seine Meinung über sie veränderten, wenn er williger sich dem Eindruck ihrer lieblichen Erscheinung und der Rolle ihres Beschützers hingab, so dienten die folgenden Ereignisse nur dazu, das einmal an ihr gewonnene Interesse festzuhalten und zu erhöhen.

Sie hatte die Möglichkeit, daß das Feuer, welches die Erbschaftspapiere zerstört, auch ihre

Ansprüche vernichten könne, im Walde mit einer Ruhe aufgenommen, welche Richard erstaunte, und als dann der Thatbestand herausstellte, daß seine Befürchtungen gegründet waren, daß sich nirgend eine Abschrift des Testamentes fand, welches Veronika vermuthlich zur reichen Erbin gemacht hätte, da sah der junge Mann zu seinem geheimen Entzücken, wie redlich und wahr sie in ihrer Uneigeneigennützigkeit war. Kein Schatten von Sorge oder Unmuth trübte ihre klare Stirn, sie fand erst jetzt, nun sie den Verhältnissen und der Familie ihres verstorbenen Freundes ganz unabhängig und unbetheiligt gegenüber stand, ihr kindliches und zutrauliches Wesen wieder; jede Frage an eine Heirath war nun erledigt.

Das Testament war verbrannt, und der Notar, welcher es unter Angabe des Herrn Neefz verfaßt hatte, schon vor diesem gestorben, die vielen Gerüchte, welche darüber circulirten, waren für eine rechtskräftige Entscheidung in dieser Angelegenheit durchaus ungültig, und reichten nicht einmal bis an die Pietät des Baron Langenbühl heran, welche er etwa für die Wünsche des Verstorbenen gehabt haben konnte. Wenn die Freunde des

seligen Herrn behaupteten, Veronika sei mit Ausnahme einiger Legate die alleinige Erbin und das in das Testament so geheimnißvoll eingestreute Heirathsproject habe nichts weiter beabsichtigt, als seine beiden Neffen in erster Reihe als Bewerber um die schöne und reiche Erbin hinzustellen, und Richard, wenn nicht als Verehrer, doch als Curator zu zwingen, wozu ihn der alte Herr nicht hatte bewegen können, nämlich die Bekanntschaft des jungen Mädchens zu machen, so stellte doch vor allen anderen Menschen Baron Alfred solche Wünsche und Bestimmungen entschieden in Abrede.

Es gestaltete sich zwischen den Betheiligten von der Stunde an, wo es festgestellt war, daß die Ansprüche Veronika's annullirt seien, ein anderes Verhältniß. Baron Alfred hielt es nicht mehr für geboten, Rücksichten auf die Gunst des jungen Mädchens zu nehmen und trat ihr nicht mehr als Bewerber, sondern als Partei gegenüber.

Wunderbarer Weise trat dabei Richard als ihr Beschützer und Anwalt auf; es war, als ob sie Beide sich für gesichert hielten durch die feindselige Erklärung, welche sie einander bei ihrer ersten Zusammenkunft gegeben hatten, als dürften sie

ungehindert einem Gefühle seinen Lauf lassen, welches keinerlei bindende Consequenzen mehr nach sich ziehen konnte. Dadurch waren sie auf ein gefährliches Terrain gekommen; Bewunderung und Dankbarkeit, welche Richard zuerst für die Ruhe und Stärke ihres Charakters empfunden, nahmen die innigere Färbung und den zärtlichen Ton eines Beschützers an, als sein feines Gefühl sich jeden Augenblick durch die Rücksichtslosigkeit seines Bruders verletzt und fast compromittirt sah. Jedenfalls trat bei diesem die eigennützige Berechnung schamlos zu Tage, welcher Richard Anfangs das junge Mädchen beschuldigt hatte, und daß es sein Bruder war, der so ungentil ihrem würdevollen Benehmen gegenüberstand, kränkte den Stolz des Banquiers auf die empfindlichste Weise.

Er war für sich und als Vormund seiner Schwestern bereit, das, was Veronika etwa von den vorhanden gewesenen Bestimmungen gewußt hatte und so weit dieselben nicht in persönliche Freiheiten eingriffen, anzuerkennen; ein merkwürdiger Widerstreit seiner Gefühle ließ ihn zu keiner Klarheit darüber kommen, ob er ihre stolze Betheuerung, daß sie von dem Dasein eines Testa-

ments keine Ahnung gehabt habe, mit Freuden oder mit Unmuth hörte. Und was am Ende kümmerte ihn auch ihre reine Gesinnung; sie hatten einander erklärt, daß sie sich auf Erden nichts sein wollten, und Richard hielt noch an dem Glauben fest, daß der Wille des Menschen mächtiger sei, als sein Herz.

So gestattete er denn unter diesem eingebildeten Schutze seiner Neigung und Phantasie freies Spiel; die Bilder, welche sie heraufführte und in welchen immer und immer Veronika's Gestalt verwoben war, nahmen ihn so gefangen, daß sie Ton und Blick und Wort beherrschten, daß sie unwillkürlich dem jungen Mädchen sich verriethen.

Ob außer ihnen Beiden Jemand ahnte, daß die früher so erbitterten Gemüther über die künstliche Scheidewand hinüber in einer leidenschaftlichen Neigung zu einander strebten, blieb unerörtert. Eva beharrte in ihrer anfänglichen Scheu gegen ihn und ließ dann und wann ein tadelndes Wort fallen über Richards harten und eigenwilligen Charakter, und Frau Astenberg dankte Gott, daß Veronika's Geschick unverknüpft blieb mit dem seinigen.

Schwerer hatte sie die Aussichten auf die Erbschaft fahren lassen; erst Veronika's entschiedener Wille und der mehr als zweifelhafte Erfolg eines Rechtsstreites konnte sie bewegen, die Ansprüche ihrer Tochter aufzugeben. Man kam überein, daß Mutter und Schwester fortan ihren Wohnsitz bei Eva nehmen sollten, und man eilte, die bisher bestandenen Verhältnisse zu ordnen und zu lösen, damit die junge Frau ihre Lieben gleich mit sich nehmen konnte in die ferne Heimath. Es schien das um so leichter, als nun bei dem Mangel anderweiter Erben die vier Kinder der Frau von Langenbühl gleich in ihre Rechte eintreten konnten und die fernere Administration des Gesammtvermögens keinen Zweck mehr hatte.

Allein merkwürdiger Weise stieß die scheinbar einfache Lösung bei dem sonst so praktischen Richard auf so mancherlei Schwierigkeiten, daß Eva einen Monat nach dem andern ihren Gatten um Verlängerung ihres Urlaubs bitten mußte und der Herbst herangerückt war, ehe endlich die Sachen so weit gediehen waren, daß Frau Astenberg's Anwesenheit nicht mehr nothwendig war.

Richard hatte der Regulirung dieser Angelegen-

heit so viele Zeit geopfert, wie er sonst kaum gewagt hätte, sie seinem Geschäfte und seiner gewohnten Thätigkeit zu entziehen; das Leben auf dem Hüttenwerk, so im innigen und ungezwungenen Verkehr mit Veronika, unter dem erwärmenden Einfluß ihres milden und frohen und doch so festen Wesens, ließ ihn erst empfinden, wie glanz- und farblos sein Leben bis dahin gewesen war. Eine heiße Sehnsucht nach dem heiteren Frieden einer eigenen Häuslichkeit und den festen Banden einer Familie erfüllte plötzlich sein vereinsamtes Herz, und immer war es Veronika's Bild, um welches diese Wünsche sich gruppirten. Sie lagen in dem leidenschaftlichen, glanzerfüllten Blick, womit er jede ihrer Bewegungen verfolgte, in dem lautlosen Schweigen, womit er an ihrer Seite ging, in dem Druck der Hand, womit er zuweilen ihr eine Aufmerksamkeit dankte; aber niemals kamen sie in bestimmten Worten über seine Lippen und machten der bangen Erwartung ein Ende, die sich allgemach des jungen Mädchens bemächtigt hatte.

Die letzten Geschäfte waren inzwischen erledigt. Baron Alfred, als die Rolle eines Bewerbers

überflüssig geworden war und seine fast feindliche Haltung gegen Veronika ihm das Zusammensein mit der Familie peinlich machte, hatte das Hüttenwerk schon vor vielen Wochen verlassen und seine Abreise hatte das Leben im Familienkreise nur traulicher und unbefangener gestaltet. Aber dann ward auch Richard abberufen durch einen Brief seines Geschäftshauses, und obgleich er wußte, daß auch Veronika mit ihrer Mutter abreisen sollte, daß eine weite Entfernung sie nun trennen würde auf vielleicht lange, lange Zeit, wollte doch das Eingeständniß nicht über seine Lippen, daß er ihr Unrecht gethan habe und daß er das stolze Wort bereue, was er trennend zwischen sie und sich gestellt habe. Immer noch suchte er sich zu überreden, daß seine einmal ausgesprochene Versicherung und seine Selbstständigkeit nicht in dem weichen Gefühle untergehen dürfe, was so neu und berauschend die Stelle seiner früheren Ueberzeugung einnahm, immer noch glaubte er sich der zwingenden Macht entziehen zu können, welcher er nicht den Namen der Liebe zugestehen wollte.

So schwieg er und ging, und wenn Eva ihn hart nannte, so schien es wenigstens in dem Augen-

blick des Scheidens gerechtfertigt, als er mit einer gewissen Rauheit gegen sich selbst sein Gefühl unterdrückte und nicht fragte, wie er Veronika dadurch verletzte. Es schien, als wünsche er mit diesem Abschied jede Erinnerung an schön durchlebte Stunden auszulöschen, als sollte die starre Form, in welche er plötzlich sein Fühlen zwang, der bleibende Eindruck sein, welchen er von sich zu geben wünschte.

Wenn Eva und Frau Astenberg den letzten Wochen nach einen anderen Ausgang des eigenthümlichen Verhältnisses erwartet hatten, so lag in ihrer Voraussetzung mehr eine unbehagliche Furcht, als ein Wunsch. Für Eva's Ansprüche war Richard Roßdall weder schön, noch zuvorkommend genug; die Kraft und Ueberlegenheit seines Wesens, aus der für sie niemals ein sonniger Strahl geleuchtet hatte, imponirten ihr in einer unbehaglichen Weise, und Frau Astenberg, so hoch sie ihre Veronika stellte, so viel Muth und Willen sie ihr zutraute, hielt sie doch nicht befähigt, das Leben des stolzen Mannes auszufüllen, der in so ungesuchter Weise überall im Vordergrunde stand, wo es sich um Entscheidungen und Entschließungen handelt.

Was Veronika selbst gehofft hatte, das blieb streng bewahrt unter dem Schutze ihres jungfräulichen Stolzes; sie fühlte Beschämung, daß sie da lieben konnte, wo sie so stolz verschmäht war, sie hätte diese Schwäche um die Welt nicht eingestanden, selbst Eva nicht.

Aber Richard war doch der Anfang und das Ende aller ihrer Gedanken, und wenn sie nach seiner Abreise mit einer wahren Hast sich an den Geschäften betheiligte, welche einem Umzuge vorausgehen, so geschah das wohl nur, um die Beobachtung der Ihrigen von sich abzulenken.

An diesem Nachmittag jedoch, an dem letzten, wo wir noch einmal sie in der alten Heimath aufsuchen, wußte sie sich unbemerkt. Als sie so da saß unter ihren Blumen und ihre Augen über die waldumkränzten Höhen schweiften, über das stille Thal, über dessen enge Grenzen kein Wunsch ihres Kinderlebens hinausflog, bis jene stolze und gebietende Gestalt hineintrat und neue, unbekannte Gefühle weckte, da lag in ihrem feucht schimmernden Blick der ganze Schmerz des Scheidens, der Dank für froh durchlebte

Jahre, der bange Zweifel an der kommenden noch gestaltlosen Zeit.

Die tiefe Stille um sie her wurde plötzlich unterbrochen durch lautes, freudiges Hundegebell; ein schöner Hühnerhund kam dahergesprungen und legte schmeichelnd und schweifwedelnd den klugen Kopf in des Mädchens Schooß, dessen zitternde Hand liebkosend den Gruß erwiederte.

Im nächsten Augenblick stand der Herr des Hundes vor ihr; er beugte sich tief herab, um ihr in die schönen Augen zu sehen, die noch feucht von Thränen schimmerten.

„Veronika", sagte er erschrocken, „Sie weinen, kennt Ihr muthiges Herz denn auch Thränen?"

Sie versuchte zu lächeln. „Scheiden ist ein schlimmes Wort", entgegnete sie.

„Müssen Sie denn scheiden?" fragte er weich. „Ich bin gekommen, Sie das zu fragen, Veronika, und wollte Ihnen sagen, wie elend mich das machen würde! Ich habe versucht, mein Gefühl zu bekämpfen, habe versucht, mich selbst zu beschämen, indem ich es Schwäche nannte; ich habe mir den Muth nehmen wollen, indem ich mir zurückrief, wie tief ich Sie gekränkt habe,

aber zum ersten Male habe ich nicht gesiegt in einem Kampfe mit mir selbst. Ich kann Sie nicht ziehen lassen, ich will es wenigstens von Ihren eigenen Lippen hören, Veronika, ob ich deshalb, weil ich kein Glück kannte und es nicht zu schätzen verstand, nun auch keines besitzen darf, ob ich nun einsam bleiben muß und ohne Liebe, mein Leben lang?"

Sie war ganz bleich geworden, aber ihre schönen, treuen Augen glänzten hell auf, als sie lächelnd den Kopf schüttelte.

Athemlos hing sein Blick an ihren Zügen. „Und wer bleibt bei mir?" fragte er leise und zog sie empor zu sich, „wer will mich lehren, wie schön die Liebe ist und das Leben?"

„Ich", sagte sie lächelnd, „Veronika!" —

Als eine Stunde später Eva mit Frau Astenberg in den Garten kam, war sie sehr erstaunt, Richard Roßdall da zu finden. „Das ist lieb von Ihnen, daß Sie noch einmal gekommen sind", sagte sie. „Morgen nehme ich die Mutter und Veronika mit nach Frankreich."

„Die Mutter", erwiederte er, „Veronika bleibt hier."

Die junge Frau sah ihn erstaunt an. „Bei wem?“ fragte sie.

„Bei ihrem Gatten“, sagte er mit glückseligem Ausdruck, des Mädchens schönes Haupt an seine Brust legend, „Veronika bleibt bei mir!“

Eva schlug überrascht die Hände zusammen, und Veronika, indem sie rasch und erröthend sich losmachte aus den Armen des Geliebten, fragte, indem sie Frau Astenberg bittend die Hände hinreichte: „Darf ich, Mutter?“

Die alte Frau blieb in erschrockenem Schweigen vor ihr stehen. „Liebst Du ihn denn so sehr, Veronika?“ fragte sie zögernd und ein Blick voll Liebe und Sorge zugleich ruhte auf ihrem schönen Kinde.

Das junge Mädchen sah fast erschrocken über eine solche Frage zu ihr auf.

„Zwei harte Steine mahlen selten fein“, warnte Frau Astenberg ohne Scheu vor Richards finsterm Blick. „Weißt Du auch, wie starr und stolz ihr Beide waret, wie feindselig ihr einander den Rücken kehrtet?“

„O, Mutter“, bat das Mädchen, „wie viel Verdacht und falscher Schein ruhte da auf mir.

Wie konnte ich Anspruch auf seine Liebe machen, ehe ich rein dastand und seiner werth!"

Frau Astenberg blieb immer noch unschlüssig stehen. Gedankenvoll strich ihre Hand über Veronika's weiches, glänzendes Haar, ihre Mutterliebe hatte jede Scheu vor Richard zurückgedrängt und stellte sie ihm frei gegenüber. „So nimm ihn", sagte sie endlich tief aufseufzend, „bleib, wo Du glücklich bist und Gott lasse Dich so viel Liebe finden, wie bisher!"

Dankbar zog Richard die Hand der alten Frau an seine Lippen. „Sie wird nicht darben daran", erwiederte er mit stolzer Ueberzeugung.

„Wollen Sie mir nun sagen", fragte Eva, nachdem sie ihre Ueberraschung bewältigt hatte und Frau Astenberg, welche noch immer in ihrer ernsten und gedrückten Stimmung verharrte, ins Haus zurückgekehrt war, „wollen Sie mir sagen, was diese Wandlung bewirkt und Veronika in ein anderes Licht gestellt hat?"

„Das Feuer", sagte er lachend, „Wasser und Feuer. An dem Gewitterabend sah ich zuerst ihr muthiges, selbstverleugnendes Herz, nach dem Brande, welcher ihre Erbschaftsansprüche zerstörte,

zeigte mir ihre ungetrübte Heiterkeit, daß jene Ansprüche nur in den Papieren des Herrn Neefz, niemals in Veronika's reiner Seele gestanden hatten."

Eva schüttelte ein wenig den Kopf. „Und wenn nun diese Zufälligkeiten ausgeblieben wären, um Sie zu überzeugen? Mißtrauen ist der schlimmste Feind der Liebe!"

„Veronika wird mich davon heilen", erwiederte er und blickte zärtlich der Geliebten in die schönen, treuen Augen.

Die junge Frau lächelte ungläubig, fast traurig. Wenn Veronika nicht so ganz mit ihrem Glück beschäftigt gewesen wäre, es hätte ihr auffallen müssen, wie ernst und verstimmt Eva war, wie fremd überhaupt ein Zweifel an der Beständigkeit des Glückes oder der Liebe in ihrem Munde klang. Sie hatte sich schon erhoben, um das Brautpaar der Wonne dieser ersten Stunden zu überlassen, als das Erscheinen ihrer Mutter, welche vom Hause daherkam, sie noch zurückhielt.

„Da hat sich auch der Brief gefunden, Herr Roßdall", sagte die alte Frau, „welcher am Tage des Brandes, während Ihres Spazierganges für

Sie hier eingetroffen war, und der uns in der Verwirrung auf so unbegreifliche Weise abhanden kam. Er hat sich in einem Buche gefunden, in welchem wahrscheinlich Eva gelesen hatte, Gott weiß, wie er hineingerathen ist."

Nicht ohne Interesse streckte Richard die Hand nach dem Schreiben aus und es nahm zu, während er las. Allein nach und nach wuchs es in bedrohlicher Weise, er wechselte die Farbe und zog die Brauen so finster zusammen, mit einem Ausdruck so tiefer Erbitterung, daß Veronika ängstlich in seine veränderten Züge sah, auf welchen nichts mehr von dem geschrieben stand, was das Evangelium ihres Herzens war. Plötzlich zerknitterte er wie im Zorn das Papier und steckte es in die Tasche.

„Es war nichts", sagte er, sich gewaltsam bezwingend, als Veronika die Hand auf seinen Arm legte und ihn mit banger Frage ansah, „nichts, mein Herz, was unser Glück oder selbst nur diese Stunde trüben soll. Ich hielt den Schreiber des Briefes für todt, meinem Groll war damit ein Ziel gesetzt. Nun sagen mir diese Zeilen, daß er lebt und all der Abscheu und die

Verachtung, die man mich gelehrt hat, an seinen Namen zu knüpfen, werden wieder rege. Ich habe keinen Feind, der diesem gleich wäre; Niemand könnte mir thun, was er gethan hat. Denn es ist unsägliches Unheil durch ihn über unser Haus gekommen, meines Vaters ganzes Leben hat er vergiftet, und meine Jugend, Gott weiß es, wie arm und öde gemacht! Und dieser Mensch, verkommen und in den Schmutz des Lasters und der Verbrechen hinabgesunken, wagt es, fast vertraulich sich mir zu nähern!"

„Und Sie?" fragte Eva, während Veronika ihn ängstlich schweigend ansah.

„Ich gefalle mir nicht in schwächlich sentimentalem Edelmuth", erwiederte er heftig. „Auf diesem Manne und Allem, was ihm angehört, liegt meines Vaters Fluch. Es wird mir nicht einfallen, ihn zu verfolgen, aber wenn er in meinen Weg tritt, werde ich ihn zertreten wie giftiges Gewürm, ihn und seine Brut!"

Er hatte sich in eine furchtbare Aufregung gebracht; er war todtenbleich und seine Stimme so gedämpft, daß sie undeutlich klang.

„Wer war denn dieser Mann?" fragte Vero-

nika, indem sie mit ihrer weißen Hand liebkosend die Falten glättete, die auf seiner Stirn lagen.

„Ah, Sie kennen ihn nicht", erwiederte er sichtlich erleichtert in dem Gedanken. „Sie sollen den Namen hören, aber nicht ihn aussprechen. Sie sollen Ihre reinen Lippen nicht damit beflecken. Er hieß: Geltorp."

Frau Astenberg stieß einen lauten Schrei aus, und sank, das Gesicht verhüllend, in ihren Stuhl zurück.

„Was ist Dir, Mutter?" rief Veronika und sprang bestürzt auf.

„Nichts, nichts", rief Eva, sie zurückdrängend, obwohl sie selbst fast bleicher war, als die alte Frau. „Die Mutter hat den ganzen Nachmittag über Schwindel geklagt, und sich beim Einpacken wohl zu lange gebückt. Schnell, Veronika, ein Glas Wasser."

Das junge Mädchen und Richard, Beide eilten dem Hause zu.

„Er lebt!" rief die alte Frau verzweiflungsvoll.

Eva legte den Finger auf den Mund. „Um Gotteswillen, Mutter, schweige, das Glück zweier Menschen hängt an Deinen Lippen."

„Es ist Alles verloren“, sagte Frau Astenberg tonlos.

„Nichts ist verloren, wenn Du Dich beherrschest und Veronika nichts erfährt“, erwiederte Eva mit ungewöhnlicher Entschlossenheit. „Ich nehme Alles auf mich.“

Eben kam Veronika mit dem Glas Wasser eilenden Schrittes vom Hause zurück. „Wie ist es“, rief sie besorgt.

„Es ist nichts“, erwiederte Eva fast heiter, „eine Anwandlung von Schwäche, aber sie ist vorüber!“

Dannenberg, Georg

Zweimal vermählt Roman von Golo Raimund

Bd.: 1

Hannover 1868